Hattingen, den 15. Juni 1911 — 18. Jahrgang. — Nummer 24.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Kongresse.

Die Woche nach dem Pfingstfeste wächst sich immer mehr zur Kongreßwoche aus. Die großen Tageszeitungen werden fast erdrückt von der Flut der Berichte und beim besten Willen können die Schriftleiter nicht allen Wünschen nach Aufnahme entsprechen. Viel weniger aber ist eine Wochenschrift in der Lage, über all die Tagungen und Veranstaltungen den Lesern Kenntnis zu geben. Wir können nur kurz mitteilen, daß der kirchlich-soziale Kongreß in Nürnberg, der evang.-soziale Kongreß in Danzig, der Eisenacher Bund in Essen, die Bodenreformer in Dresden, die Vertreter der Konfessionsschule in Dresden, die ev. Arbeitervereine in Leipzig, der Wohnungskongreß in Braunschweig, getagt haben. Die Berichte lassen erkennen, daß überall kräftig gearbeitet wird.

Prinz Luitpold von Bayern ein Vierteljahrhundert Regent.

Am 10. Juni war ein Vierteljahrhundert verflossen seit dem Tage, an dem Prinz Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser, die Regentschaft übernommen hat. Welche Verehrung der greise Fürst in seinem Lande und in ganz Deutschland genießt, ist, wie schon bei früheren Anlässen, abermals beredt in Erscheinung getreten, als der Prinzregent vor drei Monaten die Vollendung des 90. Lebensjahres beging. Mit 65 Jahren zur Leitung des Bayernlandes berufen, hat Prinzregent Luitpold, so schreibt die „Nordd. Allg. Ztg." im Auftrage des Reichskanzlers, mit milder, aber fester Hand die Zügel der Regierung geführt. Die ihm von seinen Bayern entgegengebrachte verehrungsvolle Liebe bekundet in unzweideutiger Sprache, daß sein Volk ihm herzlichen Dank weiß für die Art, wie er das ihm anvertraute hohe Gut bewahrt und verwaltet hat. Von den Tagen an, die den Prinzen Luitpold an der Seite König Wilhelms von Preußen auf blutgetränkter Wahlstatt für die Einigung des deutschen Volkes wirken sahen, bis zur jüngsten Feier zum Gedächtnis der Errichtung des Deutschen Reiches — immer hat sich Prinzregent Luitpold als treuer Förderer des Reichsgedankens bewährt. Aus warmem Herzen brachten im Verein mit den Söhnen des Bayernlandes die Deutschen aller Stämme dem ehrwürdigen Fürsten aus dem Hause Wittelsbach zu diesem Tage Glückwünsche dar und verknüpften damit die zuversichtliche Hoffnung, daß Gott dem Prinzregenten auch fernerhin Gesundheit und Kraft verleihen möge zur Erfüllung der hohen Pflichten als Führer des bayerischen Volkes und als Leiter des bayerischen Staatswesens!

Am 18. Juni wird der Panzerkreuzer „Von der Tann" in Vlissingen bereit liegen, um das

Kronprinzenpaar zur Ueberfahrt nach England

aufzunehmen. Wie lange der Aufenthalt des Kronprinzen in England dauern wird, hängt natürlich von der Ausdehnung der Krönungsfeierlichkeiten ab, an denen der Kronprinz bekanntlich als offizieller Vertreter des Deutschen Reiches teilnimmt. Doch rechnet man bestimmt damit, daß die Abreise von London am 23. oder 24. Juni erfolgen kann. Das Kronprinzenpaar wird alsdann auf dem Kreuzer „Von der Tann" nach Kiel fahren, um an der Kieler Woche teilzunehmen.

Nach den vom Kaiserlich Statistischen Amte veröffentlichten Angaben hat die

Krankenversicherung in den Knappschaftskassen

auch im Jahre 1909 an Umfang gewonnen. In 168 Kassen waren 884 513 aktive Mitglieder versichert, während im vorhergehenden Jahre in 170 Kassen nur 865 505 Mitglieder gezählt wurden. Die Zahl der Erkrankungsfälle mit Krankengeldbezug oder Krankenhauspflege belief sich auf 515 213. Krankheitstage wurden 8 821 899 verzeichnet. Die entsprechenden Zahlen im Jahre 1908 waren niedriger, nämlich: 495 032 Erkrankungsfälle und 8 030 355 Krankheitstage. Die Summe der Einnahmen betrug 41 530 933 Mark, gegen 39 444 878 Mark, die Summe der Ausgaben 39 800 866 M. gegen 33 468 951 M. im Jahre vorher.

Der Polinnenverein in Breslau

wendet sich in der polnischen Presse an die polnische Geistlichkeit, sowie an die polnische Bürgerschaft in Oberschlesien und in Posen mit der Bitte, die polnischen Kinder aus Breslau während der Ferien aufzunehmen, damit sie nicht nur in gesundheitlicher, sondern auch in nationaler Beziehung einen Nutzen davontragen. Aehnliche Aufrufe ergehen alljährlich seitens des Ferienkolonienvereins in Berlin. Durch diesen Ferienaufenthalt in rein polnischer Umgebung werden alljährlich mehrere Hundert polnischer Kinder dem Deutschtum allmählich entfremdet und zu Radikalpolen erzogen.

In Essen beschäftigte sich eine von über 3000 christlich organisierten Arbeitern besuchte Versammlung mit der

Reichsversicherungsordnung

und nahm nach Referaten der Abgg. Becker-Arnsberg und Generalsekretär Stegerwald-Köln einen Entschluß an, in dem den aus der christlichen Arbeiterbewegung hervorgegangenen Abgeordneten für ihre Tätigkeit bei der Beratung des Gesetzes der Dank ausgesprochen und betont wird, daß die Reichsversicherungsordnung gegen den bisherigen Zustand eine Reihe von Verbesserungen bringe.

In einem großen Zelte fand in Toftland die

Jahresversammlung der Dänen in Nordschleswig

statt. 5000 Personen nahmen daran teil. Aus den Verhandlungen ergab sich, daß die dänischen Vereinigungen, die das Dänentum in Schleswig fördern, Fortschritte zu verzeichnen hatten. Der Sprachverein zählt 5400 Mitglieder und versorgt diese mit dänischer Literatur. Der Volkshochschulverein, der über 400 junge Leute auf seine Kosten auf dänische Volkshochschulen sendet, zählt 8700 Mitglieder.

Unwürdiger Empfang eines deutschen Ballons in Frankreich

Vom Ballon Schröder, der in Gelsenkirchen aufstieg, traf die Nachricht ein, daß er in Rozoy sur Serre am Dienstagmorgen gegen 10 Uhr gelandet sei. Der Ballon wurde beschlagnahmt und der Führer, Amtsrichter Lutterbeck aus Buer, sowie die beiden Mitfahrer vorläufig in Haft genommen. Wie der Vorstand des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt durch Erkundigung beim Auswärtigen Amte festgestellt hat, handelt es sich um Uebergriffe eines Gendarmen, der sich ermächtigt glaubte, auf Grund von Zollangelegenheiten den Ballon zu beschlagnahmen und die Fahrer an der Abreise zu verhindern. Wie die Mitfahrer mitteilen, verhielt sich die Bevölkerung vollständig freundlich.

In Belgien

sind Unterhandlungen über die Besetzung der Ministerstellen zum Abschluß gebracht, und das Kabinett ist so gut wie gebildet. Mit Ausnahme von 4 Ministern bleibt das Kabinett dasselbe wie das vorige. Die Erklärung des neuen Kabinetts vor der Kammer wird nicht vor dem 20. Juni verlesen werden. Das Ministerium ist bekanntlich infolge des Schulgesetzes, das nach Behauptung der Liberalen den Kirchen und Klöstern zu weit entgegenkommt, aus dem Leim gegangen.

In der Türkei

dementieren die Blätter die auswärts verbreitete Meldung, der türkische Botschafter in Wien sei beauftragt worden, eine Protestnote zu überreichen. Der Botschafter sei nur beauftragt worden, in freundschaftlicher Weise festzustellen, was das Wiener Ministerium des Auswärtigen über die Veröffentlichung des Fremdenblattes denke.

Ein persisch-britischer Zwischenfall,

der sich in Schiras zugetragen hat, wird der „Times" von ihrem Korrespondenten aus Teheran gekabelt: Dort in Schiras machte eine persische Truppe den Versuch, in das britische Konsulatsgebäude einzudringen. Einem Teile gelang es wirklich, das Grundstück zu betreten und es wurden auf die rasch ins Gewehr getretene Konsulatswache mehrere Schüsse abgefeuert. Die Konsulatswache schoß zurück, wodurch ein Perser getötet und zwei verwundet wurden. Auch von der Konsulatswache wurde ein Mann verwundet. Nun zogen sich die Perser wieder zurück. Wie es heißt, habe sich die persische Truppe aus dem Grunde nach dem Konsulat begeben, weil sie ihre Löhnung noch nicht erhalten habe.

Präsident Taft

sagte in einer Ansprache an die evangelisch-lutherische Generalsynode: „Es ist unnötig, darauf hinzuweisen, in welchem Umfange die Entwicklung Amerikas durch die lutherischen Deutschen und die Deutschen im allgemeinen gefördert worden ist. Die Deutschen, die in den Jahren 1848 und 1849 in Amerika einwanderten, waren Männer von unabhängiger Gesinnung, Charakterstärke und Ansehen in der Heimat, und sie haben die Führer der Deutschen geliefert, die im Bürgerkriege den Norden behaupteten, die Sache der Freiheit aufrecht hielten und die Sklaverei ausrotteten. Sie haben daher eine Geschichte, auf die sie mit großem Stolz zurückblicken können.

+ Der Einzug der Sieger in Berlin 1871.

16. Juni.

Die ergreifende festliche Krönung der Siege und Großtaten, die vor 40 Jahren ganz Deutschland mit Jubel erfüllten, war der Einzug der siegreichen Truppen in Berlin, an dem Repräsentanten des ganzen Reiches teilnahmen. Die Stadt war festlich geschmückt, und eine in vier Hauptteile gegliederte Siegesstraße lief vom Halleschen Tore bis zum Askanischen Platz, von diesem bis zum Potsdamer, vom

Verschiedene Lesart.

„Wenn der Vertreter von Tscheim & Ko. noch einmal kommt," sagte der Geschäftsführer zu dem jüngsten Kommis, „der ziemlich gut besucht war, und ich hatte mir in dem betreffenden Jahr eine tüchtige Tonne Bier angeschafft, die ich auf

Vor dem Schwurgericht.

Von M. Reinhold.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und da merkte Haller selbst erst, woran er immer gedacht, was seinen Geist beschäftigt; nicht die Angeklagte hatte seine stärkere Aufmerksamkeit gefesselt, sondern deren Schwester, dies vergrämte und doch so liebliche Menschenbild, das treu neben der Schwester ausgehalten, an dieser bitteren Stätte, an welcher sie tausend Augen angestarrt hatten, neugierig, wie der Gang der Sitzung auf sie wirken werde, deren Lebensglück nicht erst durch das Urteil über ihre angeklagte Schwester bestimmt zu werden brauchte, das schon vernichtet war. Alice Wedenfeld sollte gerade den Brautreif um ihren zarten Finger legen, als jenes Schreckliche geschehen war, das ihre Schwester auf die Anklagebank brachte, der Tod ihres Schwagers, der von seiner eigenen Gattin erschossen sein sollte. War Hertha Brandt die Täterin? Es herrschte ein tiefes Dunkel über den Hergang der Tat, das auch durch die Schwurgerichts-Verhandlung nicht hatte gelüftet werden können. Nur das eine war sicher: Gregor Brandt war tot im Boudoir seiner Frau gefunden worden, und die letztere hatte bewußtlos am Boden gelegen, einen Revolver in der Hand, aus dem ein Schuß abgefeuert war. Und das Kaliber der Waffe hatte genau zu der tödlichen Wunde gepaßt; das war der Hauptbeweis gewesen, den der Verteidiger bisher nicht hatte erschüttern können, auf dessen Vorhalten die Angeklagte auch nichts weiter zu erwidern gewußt hatte, als das eintönige: „Ich weiß es nicht!"

Dr. Lothar Haller war ursprünglich Jurist, aber seit verschiedenen Jahren war er in die Verwaltung eines großen industriellen Unternehmens als Syndikus, als Rechtsberater berufen worden. Er entwickelte in dieser Stellung eine solche Umsicht und energievolle Auffassung, daß er zum zweiten, stellvertretenden Direktor emporgestiegen war mit der begründeten Aussicht, in nicht allzu ferner Zeit ganz an die Spitze zu treten, da der erste Direktor, ein schon bejahrter Herr, aus der direkten Leitung ausscheiden und in den Aufsichtsrat übertreten wollte. Dr. Hallers Stellung war nicht nur finanziell und geschäftlich, sondern auch gesellschaftlich eine glänzende, und man erzählte sich, daß der so ernste, aber stattliche Mann wahrscheinlich die einzige Tochter des ersten Direktors, des Geheimrats Weener, heimführen werde, womit dann der Glücksweg des verhältnismäßig noch jungen Mannes besiegelt worden wäre.

Seltsam war die ernste Strenge in dem Wesen eines so von dem Glück begünstigten Mannes. Man flüsterte, Haller habe eine sehr schwere Jugendzeit verlebt, daher sei das Finstere in seinem Charakter geblieben.

Andere wollten wissen, er habe als junger Referendar das Unglück gehabt, einen Gegner im Duell zu erschießen. Daher seien ihm auch die frühen Silberfäden in Haupt- und Barthaar gekommen. Noch andere behaupteten, der Wankelmut einer Jugendliebe habe den früher frischen und lebenslustigen jungen Mann so geändert. Welche Anschauung die richtige war, ob überhaupt eine die richtige war, mußte dahin gestellt bleiben. Dr. Lothar sprach sich über diesen Punkt niemals aus.

Ob er nach einer Verwaltungsratssitzung mit all' diesen schwer reichen Herren an der Tafel saß, die alle lukullischen Genüsse aufwies, an die man nur denken konnte, ob er in der Gesellschaft zwischen glänzenden jungen Damen sich befand, die mit dem interessanten Manne gern kokettierten, ob er in den Bureaux des Unternehmens die Berichte der Abteilungsvorsteher hörte, immer blieb er derselbe kühle, fast eisig ruhige, kalte Charakter. Selbst die schöne Erna Weener konnte sich keines anderen Erfolges rühmen, als einer verbindlichen Aufmerksamkeit, die Haller der Tochter seines Vorgesetzten und Freundes, der es mit ihm aufrichtig gut meinte, selbstverständlich entgegenbringen mußte.

Lothar war ein abgesagter Feind jeder Phrase, jeder falschen Sentimentalität. Das streng folgerichtige Denken, an welches er sich als Jurist gewöhnt hatte, behielt auch in der neuen Lebensstellung vollen Einfluß auf ihn. Ein grimmer Hohn blitzte oft aus seinem stahlgrauen Auge, wenn er das seichte Salon-Geplauder mit anhörte, die Deklamationen junger Damen und „kühner Neuerer" vernahm, welche die Zukunft mit der Laterne ihres Geistes in ein ganz neues Licht zu stellen meinten. Dr. Haller ließ sich niemals auf lange Erörterungen ein, mit zwingender Klarheit und scharfem Wissen begnügte er sich, die Tatsachen festzustellen, die eherne Entwicklung, an deren harten Gesetzen schon so mancher phantastische Gedanke und seine Ausführung zerschellt ist und noch zerschellen wird.

„Sie sind grausam, Herr Doktor!" hatte ihm die wirklich geistvolle, aber wenig lebenserfahrene Erna Weener zugerufen, als Lothar knapp und klar die Unmöglichkeit eines glänzenden Zukunftsbildes nachwies, das weitere Kreise interessiert hatte.

„Ich bin nur ein genau jede Kleinigkeit bedenkender Mensch," hatte er lächelnd geantwortet. „Es ist für unsere Zeit kein Glück, daß viele sich genial dünkende Geister einen Felsen erklimmen wollen, aber dabei über einen armseligen Stein stolpern, den sie nicht in Betracht gezogen haben."

Potsdamer bis zum Brandenburger Tor und von dort bis zum königlichen Scholß. Ein Wald von Mastbäumen, dessen Fahnen, Wimpel und Wappenschilder lustig im Sonnenlicht flatterten, zwischen grünen Laubgewinden aufragend, schmückte die Straßen. Berlins Künstler hatten ihr Bestes getan. Schon vor dem großen Tage wimmelte es überall von fröhlichen Festteilnehmern, die aus der ganzen Stadt zusammengekommen waren; auch die Amerikaner waren zu Tausenden erschienen. Soldaten und Offiziere aller Waffengattungen, viele mit dem eisernen Kreuz geschmückt, leider auch manche als Invaliden am Stabe hinkend, wollten die Gefährten begrüßen und ihren Anteil nehmen an dem Siegesjubel. Am lautesten war natürlich die liebe Jugend, die ein paar schulfreie Tage erhalten hatte. Auf jedem Rohr der zahllosen Kanonen, über deren Lafetten man mühsam hinwegstieg, ritten die Jungen und untersuchten den Mechanismus der gefährlichen Mitrailleusen, die nun alle Schrecken verloren hatten. Nachdem es die Tage vorher noch viel geregnet hatte, brach endlich der 16. Juni an, ein echtes Hohenzollernwetter, daß die Hoffnung bestätigte auf „das Glück Kaiser Wilhelms", dem bekanntlich von der ersten Fahnenweihe an zu allen seinen Festtagen unter freiem Himmel die freundlichste Sonne geleuchtet. Es war ein schöner, klarer, aber überaus glühender Tag, so daß von mancher Lippe das Wort fiel: „Heißer als bei St. Privat!", wie Fontane berichtet. Um elf Uhr erschien der Kaiser vor der Front der auf dem Tempelhofer Felde aufgestellten Truppen, die ihn mit dreimaligem Hurrah empfingen, in das der jauchzende Zuruf der Menge einstimmte. Um 11½ Uhr begann der Einmarsch. „Unter Glockengeläut und Musik kamen sie herein", so erzählt der bekannte Historiker Dove, der damals in der Wochenschrift „Im neuen Reich" eine eingehende Schilderung des festlichen Tages veröffentlichte, die „Tribünen wogten und brausten mit Tücherschwenken und Hochrufen wie ein unruhiges Meer, von allen Seiten flogen Lorbeerkränze und Laubgewinde herab." Voran die lange Cavalcade der Führer, abteilungsweise geordnet. Hier ersah man sich einen der Generalstabschefs, der stillen Lenker der Schlachten, zu jubelnder Begrüßung aus,, dort traf der jauchzende Zuruf einen Korpsführer. Vor allem aber genossen nebeneinander reitend die drei Schöpfer unserer Erfolge in Rat und Tat, Bismarck, Moltke und Roon unermeßlicher Ehren; nur der Kaiser und die beiden Prinzen, die feierlich ihre neuerworbenen Marschallstäbe trugen, erregten, wo es möglich war, noch lautere Begeisterung. Es gefiel, daß der Kaiser, der sehr stattlich zu Rosse saß, gleich von den Jungfrauen zu den verwundeten Offizieren hinüberritt, ihnen die Hand zu drücken". Nach der Anrede der städtischen Behörden unter dem Baldachin ging es frisch und flott weiter, die Linden herunter. Vor dem Rauchschen Denkmal zu Füßen Friedrichs des Großen ordneten sich die Bataillone und zogen in breitem Aufmarsch an dem Kaiser vorüber. Einen besonders großen Eindruck machte es, als die erbeuteten französischen Adler dahingetragen wurden, in langer Doppelreihe, mehr als 80 an der Zahl, einst der ganze kriegerische Stolz des Feindes. Als der Vorbeimarsch beendet war und der Kaiser samt seinem Gefolge auf dem Lustgarten erschien, fiel die Hülle von der Reiterstatue Friedrich Wilhelms 3., die an diesem festlichen Tage enthüllt werden sollte. So gestaltete sich der Schluß der Feier zu einer Huldigung für den Vater des Kaisers, der den Niedergang Preußens erlebt, aber auch die Grundlage für seine Erhebung geschaffen hatte. Der Feldprobst der Armee, Thielen, trat an den steinernen Unterbau des Denkmals und sprach das Gebet: „Allmächtiger, barmherziger, gnädiger Gott! Wir stehen vor Deinem heiligen Angesicht niedergebeugt von der unermeßlichen Fülle Deiner Gnade, mit der Du uns gesegnet hast, und loben und preisen Deinen heiligen Namen, daß Du unser Volk so hoch erhöhet hast. Was unsere Väter gehofft und erstrebt, wonach sie in vielen heißen Kämpfen Jahrhunderte lang gerungen, das hat Deine große Barmherzigkeit uns weit über Bitten und Verstehen gegeben: ein wieder geeintes, großes, deutsches Vaterland, ein Bollwerk des Friedens, einen Hort der Freiheit und des Rechts..." „Was soll ich noch vom Abend sagen?" schließt Dove seine Erzählung. „Der leise Wind, der tagsüber mit den Fahnen gespielt, hatte sich gelegt und ruhig ergoß sich ein Meer von Licht über die breiten, geschmückten Plätze und Straßen, durch die in musterhafter Ordnung und Haltung Hunderttausende genießender Menschen dahinwallten. Wie tropischer Mondschein, silbern aber von blendender Helle, strömte der Glanz des elektrischen Feuers vom Brandenburger Tor herab, das Blau des dämmerigen Himmels, das Grün der regungslosen Baumkronen und das prächtige Rot und Gold des Baldachins zu milder Eintracht verschmelzend. Die Säulen erglühten in bengalischem Rot, hoch oben in den Lüften schütteten die Raketen ihre bunten, sanftfallenden Garben aus. Die farbigen Kaiserkronen um das Friedrichsdenkmal schienen zu schweben; die edlen Profile der jonischen Säulen am Museum stachen von den geisterhaft beleuchteten Schinkelschen Fresken dunkel ab; auf dem Dache erschienen die Dioskuren in rötlichem Licht, mit flammendem Stern auf dem Haupte, wie sie einst rettend zu den Schlachten der Alten herniedergestiegen. Wie im Märchen, hoch über dem Dunkel, erglühten Kuppeln und Türme. Es war ein Schauspiel einzig wie die Taten, die es verherrlichte; es waren Tage gedankenvoller Lust und ernster Freude, eine große und blutige Zeit verklärend, im Herzen der feiernden Menschen aber riefen sie das Bewußtsein unseres Wertes wach, unseres Wertes und unserer Pflicht."

Die Geschosse der Artillerie und deren Verwendung.

Je nach dem Kampfplatze, auf dem die Artillerie wirken soll, sind ihre Ziele und daher auch ihre Geschütze verschieden. Sehr feste Ziele können nur durch schwere Geschosse zerstört werden, deren Geschütze natürlich auch sehr unbeweglich sind. Müssen die Geschütze sehr beweglich sein, wie im Feldkriege, so können sie auch nur leichte Geschosse verfeuern. Somit braucht die Artillerie leichte und schwere Geschütze oder, wie der Artillerist sich ausdrückt, verschiedene Geschützkaliber. „Kaliber" heißt Seelendurchmesser, man spricht aber auch von schweren und leichten Kalibern, womit dann sowohl das Gewicht der Geschosse als auch der Geschütze gemeint ist. Das Kaliber bedingt in der Hauptsache das Gewicht, aber auch die Wirkung der Geschütze. Je nachdem man gegen lebende oder tote widerstandsfähige Ziele schießen will, sind die Geschosse verschieden eingerichtet. Gegen lebende Ziele ist das Hauptgeschoß das Schrapnell. Es ist ein mit kleinen Bleikugeln und einer Sprengladung gefülltes Hohlgeschoß, das in der Luft kurz vor dem Ziel vermittels eines Zeitzünders gesprengt wird. Die freiwerdenden Füllkugeln fliegen weiter in der allgemeinen Richtung auf das Ziel und breiten sich dabei aus. Die Granate ist ein mit einem sehr kräftig wirkenden Sprengstoff gefülltes Hohlgeschoß, das, sobald es auf irgend einen festen Gegenstand trifft, durch die Sprengladung in viele Teile zerrissen wird, die mit außerordentlich großer Geschwindigkeit nach allen Richtungen auseinander fliegen. Zur Entzündung der Sprengladung dient meist ein „Aufschlagzünder". Soll die Granate gegen lebende Ziele wirken, so macht man die Wände stark, die Sprengladung kleiner, damit die Splitter nicht zu klein ausfallen und ihre Durchschlagkraft ausreicht, Menschen und Pferde kampfunfähig zu machen (Sprenggranate). Gegen Erdziele braucht man vor allem eine große minenartige Wirkung, also eine große Sprengladung; die Geschoßwände dürfen daher nicht stärker gehalten sein, als daß sie den Gasdruck im Rohr aushalten — Minen- oder Langgranaten. Beim Beschießen von Panzerungen ist dagegen die Sprengwirkung Nebensache; das Geschoß soll in erster Linie durch seine Wucht wirken und darf beim Auftreffen nicht zerschellen. Man macht daher die Wände, besonders die Spitze, sehr stark und schützt diese bisweilen noch durch eine Kappe aus weichem Stahl. Die Sprengladung ist sehr klein oder wird ganz fortgelassen — Panzergranate. Haben Geschütze nur lebende Ziele auf kleine Entfernungen zu beschießen, was zum Beispiel im Festungskriege zur Abwehr des Sturmes vorkommt, so werden sie nur mit Kartätschen ausgestattet. Der Kartätschenschuß entspricht dem Schrotschuß der Flinte; er besteht aus einer Büchse mit einer großen Zahl von Hartblei- oder Zinkkugeln. Durch den Druck der Gase zerreißt die Büchse im Rohr, die Kugeln breiten sich von der Mündung nach allen Seiten aus und haben eine gute Wirkung bis auf etwa sechshundert Meter. Für besondere Zwecke — Erzeugung von Brand, Erleuchtung des Vorgeländes — verwendet die Artillerie bisweilen noch besondere Geschosse.

Ein Brief aus Windhuk.

Die „Welt des Kaufmanns" (Verlag von Georg C. W. Callwey in München) veröffentlicht im Juniheft einen Brief einer in Windhuk angestellten deutschen Handlungsgehilfin. Dieser gibt vom Persönlichen des deutschen Lebens drüben so absichtslos anschauliche Bilder, daß wir einige Sätze daraus hier wiedergeben möchten:

„Ich habe sehr interessante Arbeit im Büro der Bahnbau-Gesellschaft . . . . gefunden bei 310 Mk. für den Monat. und war schnell eingearbeitet. Die Chefs sind sehr nett zu mir und ich darf viel selbständig erledigen, was mir viel Freude macht. Wohnung habe ich mit voller Verpflegung bei Dr. med. B. gefunden. Ich habe dort ein herrliches Zimmer neben der schönen Veranda. Bekannte habe ich in Menge und verbringe fast alle Sonntage bei Picknicken, meist im Sattel. Windhuk liegt sehr schön, vom Auas- und Erasgebirge eingeschlossen; es gibt nichts Herrlicheres, als wenn die untergehende Sonne die Berge in alle Farben taucht. Und das Reiten — ja, das ist meine Hauptfreude. Hier reiten die Damen fast alle Herrensattel, des sicheren Sitzes wegen. Herrlich sind vor allem die Mondscheinritte. Kürzlich ritten wir — einige Freundinnen, Ehepaare, Ingenieure der Firma und ich, 16 an der Zahl — abends beim Mondschein ins Auasgebirge. Weit draußen suchten wir einige Ingenieure in ihren Zelten auf, die hübsche Vorbereitungen zum Empfang getroffen hatten. Die Bäume waren mit Lampions behängt und als wir näher ritten, begrüßten uns lustige Marschtöne eines großen Grammophons. Eine große Plane diente als Tanzplatz, eine schöne, weißgedeckte Tafel winkte einladend, und nachdem wir genug gegessen, getrunken und getanzt hatten, lagerten wir um ein mächtiges Feuer, denn es war ziemlich kühl geworden. Hernach wurde aufgesessen und in Begleitung der gastfreundlichen Wirte noch ein Stück in die Berge getrabt, und ungern nur kehrten wir wieder um.

Vielleicht interessiert es Sie noch, über die Eingeborenen etwas zu hören? Die sind in verschiedenen Rassen vertreten, Herero — das sind die schönsten, stattliche, riesige Menschen; dann Kaffern, unter welchen es sehr hübsche, aber auch sehr häßliche Exemplare gibt; Hottentotten, — knochige, gelbliche, mittelgroße Menschen; Damaraneger, Buschmänner, Ovamboneger, Bastards — alles gibts hier. Im Büro stehen ne Menge Boys zur Verfügung, und ärgern muß man sich oft wahnsinnig, aber auch drollige Intermezzos kommen vor. Rauchen tun sie leidenschaftlich gern, die Hottentottenweiber bringen den ganzen Tag die Pfeife nicht aus dem Mund. Auch Kaffee, Zucker und Spiritus verschließt man am besten vor ihren gierigen Blicken und nicht selten ist die frischgefüllte Spiritusflasche leer — dann kann man sicher sein, daß sich ein Kaffer daran gütlich tat. Mein Büro-Bambuse Fritz ist ein anstelliger Kerl und grinst, wenn die Missis ruft, denn meist gibts von dem von mir täglich im Büro gekochten Mittagskaffee nen Rest für Frit, und „banja moy" (sehr gut) sagt er, „aber Eingeborene muß stif (viel) Zucker haben", fügt der schwarze Frechdachs hinzu. Ein frecher Kaffer nahm kürzlich einem andern die „Kost", d. h. den Reis, Zucker und Tabak, den jeder allwöchentlich bekommt, und prügelte ihn zum Dank noch durch. Darauf wurde der Räuber mit einem Schreiben zur Polizei gesandt, um 25 zu empfangen. Was tat der Schlaumeier? Unterwegs gibt er den Brief nen ahnungslosen Jungen zur Beförderung, und dieser — als Ueberbringer — kriegt die Prügel.

Anrechnung der Militärdienstzeit.

Ein kaiserlicher Erlaß vom 24. Mai bestimmt, daß die 1909 genehmigten Vorschriften über die Anrechnung von Militärdienstzeit auf das Besoldungsdienstalter der aus dem Militäranwärterstande hervorgegangenen Beamten folgendermaßen abgeändert werden: „Gendarmen und Schutzmänner, welche den Zivilversorgungsschein, sei es in der Truppe, sei es in der Gendarmerie bezw. Schutzmannschaft, erlangt haben, werden bei ihrem Uebertritt in andere Stellen des Zivildienstes hinsichtlich der Anrechnung von Militärdienstzeit den Militäranwärtern der Truppe gleich behandelt. Dasselbe gilt von pensionierten Gendarmen und Schutzmännern, welche auf Grund ihres Zivilversorgungsscheines in einer anderen Stelle des Zivildienstes etatsmäßig angestellt werden. Die in der Gendarmerie oder in der Schutzmannschaft verbrachte Dienstzeit ist hierbei als Militärdienstzeit anzusehen. Dieser Erlaß tritt mit dem Tage der Verkündigung in Kraft. Jedoch ist den zu diesem Zeitpunkt bereits im Dienst befindlichen Schutzmännern die Wahl zu lassen, ob sie bei ihrem Ausscheiden zum Zwecke des Uebertritts in Unterbeamtenstellen des Zivildienstes hinsichtlich der Regelung des Gehalts nach der Vorschrift dieses Erlasses oder nach den bisher für die Schutzmannschaften maßgebend gewesenen Vorschriften behandelt werden wollen. Eine Erklärung hierüber haben sie bis zum 1. Oktober d. J. abzugeben."

Wie und wan sollen unsere Kinder Obst essen?

So manche Mutter klagt darüber, daß zur Zeit des frischen Obstes, der Kirschen und Erdbeeren, die Kinder sich so leicht den Magen verderben und durch die Störungen des Befindens den Nährwert des Obstes wieder zu Schanden machen. Nun fragt es sich, wie und wann sollen unsere Kinder Obst essen, damit das Obst den Magen nicht angreife und der Gesundheit des Kindes nicht zum Schaden gereiche. Kirschen, die von den Kindern immer sehr gern gegessen werden, liegen leicht schwer im Magen, da sie außerordentlich wasserhaltig sind, und von den Säften schwer verdaut werden können. Sollen die Kirschen dem Kindermagen nicht schaden, so dürfen sie nicht für sich allein, sondern immer in Verbindung mit Brot gegessen werden. Ist das Brot ordentlich mit Butter gestrichen, so wird die Verdaulichkeit des Obstes noch erhöht. Kurz vor dem Schlafengehen, wenn die Kinder keine Gelegenheit mehr haben, sich zu bewegen, sollten sie niemals Obst genießen. Erdbeeren werden dadurch leichter verdaulich, wenn man sie einzuckert und vom Zucker durchziehen läßt. Die Sitte, Erdbeeren mit Milch zu essen, ist von Holland zu uns gekommen und wird bei uns sehr lebhaft kultiviert. Niemals aber sollte man Erdbeeren mit ungekochter Milch oder Sahne genießen, da dies zu Verdauungsstörungen nur zu leicht führen kann. Auch hier erhöht sich die Verdaulichkeit des Obstes, wenn es im Verein mit Butterbrot genossen wird. Alles Obst muß sorgfältig gewaschen, abgetropft und gereinigt werden, soll es keinen Schaden verursachen. Am besten verdaut wird das Obst, das am Tage gegessen wird.

„Aber wir leben in einer großen Zeit!" beharrte Erna Weener fast heftig.

„Gewiß," war der ruhige Bescheid, „aber in dieser großen Zeit haben wir nur zu viele kleine und kleinliche Menschen."

Mit zuckenden Lippen hatte sich die verwöhnte junge Erbin damals von ihm abgewendet, und sie konnte doch nicht die Zeit erwarten, bis der Doktor wieder im Salon ihres Vaters erschien.

Auch heute, nach der Schwurgerichtssitzung, hatte er kommen sollen. Geheimrat Weener sah ohnehin eine größere Gesellschaft bei sich, und Lothar wußte, daß jene sich nicht vor 1 Uhr morgens zerstreute. Konnte er also ruhig seinen Spaziergang unter dem treibenden Schnee noch weiter ausdehnen, Zeit genug, in dem prächtigen Heim des Geheimen Kommerzienrates zu erscheinen, blieb ihm immer noch. Aber er wollte nicht. Alice Wedenfeld, der Prozeß und alles, was damit zusammenhing, beschäftigte seine Gedanken dermaßen, daß er den Eintritt in eine festliche Gesellschaft nur als eine Störung erkannte.

Bei seinem klaren ruhigen Geist war Dr. Haller ein unbedingter Freund des offenen, ehrlichen Rechts und diesem Grundsatz hatte er in den bereits stattgehabten Urteilsberatungen dieser Schwurgerichtssession rückhaltlos Ausdruck verliehen. Man konnte Milde walten lassen, mildernde Umstände zubilligen, wo diese angebracht waren, aber zumeist mußte die Rechtsfrage unbedingt klar gestellt sein. Ein Geschworener neigte jener sentimentalen Auffassung zu, die Pariser Geschworene so leicht zu einem Freispruch verleitet, auch wenn die Schuldfrage nicht im mindesten zweifelhaft ist, aber Lothar Haller war dieser Anschauung sofort entschieden entgegengetreten.

„Wir sind Richter, das dürfen wir nicht eine Minute vergessen!" hatte er ausgerufen. „Wir haben das Schuldig festzustellen und danach erst in unserem Gewissen die Pflicht, zu prüfen, was zu Gunsten des Angeklagten spricht, um nach dem Volksempfinden einen Ausgleich zwischen Strafe und Menschlichkeit zu suchen; aber wir sind nicht dazu da, die vorhandene Schuld so wegzuwischen, wie man einen Bleistiftstrich mit dem Radiergummi entfernt. Wir sind keine Dilettanten in Richtersachen, sondern berufen, als Richter hier voll und ganz zu walten — nach unserem besten Wissen und Gewissen."

„Sie hätten Staatsanwalt werden sollen, Herr Doktor!" hatte der andere Geschworene ironisch gemeint.

Lothar war ruhig geblieben. „Diesen Posten zu erreichen, lag nicht außerhalb meiner früheren Laufbahn. Heute ist es damit und für alle Zeiten vorbei. Heute will ich, daß unsere deutschen Mitbürger mit Achtung auf die Geschworenen schauen, nicht mit jenem Lächeln, das in Paris zu Hause ist und das der befriedigten Sensation entspringt. Muß ich das Schuldig aussprechen, kann es mir Seelenqualen bereiten, aber richte ich, so will ich gerecht richten oder schweigen."

Tiefe Stille waren diesem Herzensbekenntnis gefolgt, und dann kam ein Beifallsgemurmel. Seine Ueberzeugung war auch die seiner meisten Kollegen, die ihn, wie schon weit oben erzählt, zweimal zum Obmann bereits gewählt hatten, die ihn auch für die Anklage wider Hertha Brandt zweifellos wieder wählen würden.

Haller hatte während der Zeugen-Vernehmung trotz allen Mitleides empfunden, die Angeklagte sei schuldig. Was voran gegangen, wie wenig diese Ehe in gemeinsamer herzlicher Sympathie verlaufen sein mochte, es lag ein Totschlag vor. Daß Hertha Brandt ihrem Gatten nicht in sorgsamer Ueberlegung und Vorbereitung das Leben geraubt, das sah auch er, aber die Willenskraft, welche die leidende Angeklagte während der ganzen Verhandlung bewiesen, die sie immer wieder hatte darauf dringen lassen, das Urteil doch noch heute zu fällen, die bewies ihm, was auch die Aerzte sagten, daß die Tat nicht in geistiger Störung, im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit begangen sei. Die Antwort der Angeklagten „Ich weiß es nicht" ließ sich recht gut auch daraus erklären, daß sie in tiefem Entsetzen an die unheilvolle, furchtbare Stunde zurückdachte, dieses blutige Bild mit aller Kraft von sich fernhalten wollte.

Und doch . . . Richte recht! klang es in seinem Innern. Ihm war es, als ob etwas wie ein Geheimnis über dem ganzen Vorgang schwebe, daß ein Zwang nicht allein die Lippen der Angeklagten, sondern auch die ihrer Schwester schließe.

Was sie beide über das Eheleben Gregor und Hertha Brandts gesagt, das konnte unmöglich eine Bluttat erklären, geschweige denn rechtfertigen. Brandt war in Rußland geboren und erzogen, auch sein großes Import- und Exportgeschäft, das ihm reichen Gewinn brachte und ihn zu einem der vermögendsten Leute der Stadt gemacht hatte, erstreckte sich vornehmlich auf Rußland; er hatte von dort eine gewisse Rauheit des Wesens mitgebracht, die sich namentlich dann äußerte, wenn er ein Glas Wein zu viel getrunken hatte, aber dafür war seine Gattin so sanft und fügsam, daß die Rauheit des Mannes der doch immer der besten, gebildetsten Gesellschaft angehörte, gar keine Begründung oder Anlaß zur Betätigung fand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein reicher Mörder. Einer der angesehendsten Bürger der Ortschaft Erdochegi in Ungarn, der Mühlenbesitzer Palfy, ist unter dem Verdachte des Mordes, der Anstiftung zum Morde, der Wechselfälschung und der Anwerbung falscher Zeugen verhaftet worden. Als Mitschuldiger wurde gleichfalls sein Schwager verhaftet.

Das bayrische Königsdrama. — Zum 25jährigen Gedenktage.

In die frohen Klänge, die in diesem Jahre im Bayernlande zu Ehren des greisen Prinzregenten, der seinen 90. Geburtstag (12. März) und zugleich sein 25jähriges Regentenjubiläum (10. Juni) feiern konnte, erschallen und die in jedes Deutschen Herz seinen lebendigen Widerhall finden, mischt sich zugleich ein Ton der Trauer und der Wehmut, der zumal an letztgenanntem Gedenktage laut hervorklingt. Denn er weckt die tieftragischen Vorgänge am bayerischen Königshofe, die zur Einsetzung der Regentschaft des Prinzen Luitpold führten und die in der beklagenswerten Katastrophe im Starnberger See (13. Juni) ihren tragischen Höhepunkt fanden. Die Aelteren unter uns entsinnen sich noch der hellen Begeisterung, mit der der Regierungsantritt des jugendlichen, damals noch nicht neunjährigen Königs Ludwig 2., geboren als Sohn König Maximilians 2., des Bruders des greisen Prinzregenten Luitpold, am 25. August 1845, begrüßt wurde: es geschah dies nach des Vaters plötzlichem Hinscheiden am 10. März 1864. Eingeweihte und tiefer Blickende konnten sich zwar nicht verhehlen, daß der ideal veranlagte König, der auch in seiner äußeren Erscheinung mit den überaus sympathischen Gesichtszügen und dem gewellten, vollen, dunklen Haupthaar einen vorzüglichen Eindruck machte, der rauhen Wirklichkeit mit ihren gebieterischen Ansprüchen an die volle Manneskraft eines klar denkenden und zielbewußt handelnden Regenten nicht gewachsen sein möchte. Denn der König war nicht nur künstlerisch veranlagt, wie es in den Traditionen der Wittelsbacher begründet ist, sondern er verband damit zugleich eine Schwärmerei, die sich in Phantastereien erging und ihn mehr und mehr dem Reiche der Wirklichkeit entzog. Diese krankhafte Neigung offenbarte sich zuerst in des Königs Verhältnis zu Richard Wagner, den er bald nach seiner Thronbesteigung nach München zog und wahrhaft fürstlich in seinen Kunstbestrebungen unterstützte. Man braucht nur die Briefe des Königs an Wagner zu lesen, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß hier das düstere Verhängnis bereits lauerte. Da kommen Stellen vor wie: „O mein Geliebter, mein Wotan (d. h. Wagner) soll nicht sterben müssen; er soll leben, um sich lange noch an seinen Helden zu erfreuen"; „seien Sie überzeugt, daß ich meinen Geliebten verstehe, daß ich weiß und fühle, daß er nur mehr für mich leben und schaffen will, wie ja mein eigentliches, wahres Leben in ihm und durch ihn einzig und allein besteht"; „O Heiliger, ich bete Dich an!" usw. Anfang 1866 wurde Wagner in Gnaden entlassen, da des Königs Zurückgezogenheit, der sich meist auf Schloß Berg am Starnberger See und der benachbarten Roseninsel aufhielt, den Gang der Regierungsgeschäfte aufs bedenklichste beeinträchtigte und auch die pekuniären Forderungen, welche die Verwirklichung der Pläne des Meisters an die Staatskasse stellte (Schauspielhaus in München), Bedenken erregten. Neue Hoffnung schöpfte man, als der König im Jahre 1867 sich mit der Herzogin Sophie von Bayern (späteren Herzogin von Alencon) verlobte. Allein die Verlobung wurde bald darauf wieder gelöst, und die bedauernswerte ehemalige Königsbraut fand später in Paris bei einem Bazarbrand ein jammervolles Ende. Seit dieser Zeit wurde der König immer menschenscheuer, zog sich ganz vom Verkehr selbst mit den nächsten Hofbeamten zurück und lebte in seinen bekannten „Königsschlössern" in Oberbayern, die er mit ausgesuchter Pracht und gewähltem künstlerischem Geschmacke mit ungeheurem Kostenaufwande, zum Teile nach dem Vorbilde des Versailler Königsschlosses (Herrenchiemsee, Linderhof), hatte erbauen lassen. Selbst mit seinen Ministern verkehrte er zuletzt nur schriftlich und durch untergeordnete Bediente, wie er in seiner Nähe auch nur noch Ordonanzen und Lakaien duldete. Die ins Ungeheure wachsenden Kosten der Bauten kümmerten ihn nicht, und die Vorstellungen der Kabinettsräte wurden mit sofortiger Entlassung erwidert. So konnte die Katastrophe nicht ausbleiben. Noch im Jahre 1884 deckte der Finanzminister Riedel die drückendsten Schulden durch eine Anleihe; aber um so mehr steigerte sich des Königs Bau- und Verschwendungssucht, und als die Minister im Jahre 1886 sich weigerten, die vom Könige verlangten neuen Millionen zu bewilligen, erließ er gegen sie Verhaftungsbefehle. Um die Staatsgeschäfte kümmerte er sich gar nicht mehr. So mußte man auch bei ihm — sein um drei Jahre jüngerer Bruder Otto war bereits für geisteskrank erklärt worden — Geistesgestörtheit annehmen, und die Irrenärzte erstatteten am 8. Juni 1886 ein dementsprechendes Gutachten, worauf zwei Tage später der nächste Thronberechtigte, des Königs Oheim, Prinz Luitpold, die Regentschaft übernahm. Der kranke Herrscher wurde nun unter sorgfältiger Bewachung bei Vermeidung alles dessen, was irgendwelchen Argwohn in ihm aufkommen lassen konnte, von Neuschwanstein nach Schloß Berg, seinem früheren Lieblingsaufenthalt, gebracht und ihm der berühmte Irrenarzt Professor von Gudden als Begleiter und Beobachter an die Seite gegeben. Da ereignete sich denn während eines Spazierganges im Parke am 13. Juni 1886 das Ungeheure: der König entfernte sich plötzlich von seinem Begleiter und stürzte sich in die brausenden Fluten des nur wenige Schritte entfernten Sees; der treue Arzt eilte ihm nach und versuchte den Ertrinkenden zu retten; es muß hier im Wasser zu einem heftigen Kampfe zwischen dem Retter und dem Könige gekommen sein, wie die Kratzspuren an den entseelten Körpern bewiesen, die alsbald aufgefunden wurden. Die Tragödie hatte ihren vorläufigen erschütternden Abschluß gefunden. Gleichwohl darf man sagen, daß es zum Heile Bayerns und Deutschlands war, wenn man auch dem unglücklichen Fürsten selbstverständlich ein anderes Ende gewünscht hätte. Aber da einmal Geisteskrankheit erwiesen war, konnte kaum anders verfahren werden, und dem Könige hätte ein gleiches Schicksal bevorstanden, wie seinem noch heute in Fürstenried internierten geisteskranken Bruder Otto, dem nominellen Könige Bayerns. Bei alledem darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß dem unglücklichen König Ludwig 2. mancherlei Verdienste um Bayern und Deutschland zukommen. Ganz seinem romantischen Sinne entsprach es, daß er im Jahre 1870, als in der bayerischen Kammer sich mancherlei Widerstände, namentlich seitens der sog. „Patrioten", geltend machten, ohne Bedenklichkeiten sich auf Preußens Seite stellte und auch ohne das geringste Widerstreben auf Bismarcks Anregung hin im Namen der anderen Fürsten dem Könige Wilhelm 1. die Kaiserkrone antrug. Freilich beherrschte ihn — und das war ein Ausfluß seines krankhaften Majestätsbewußtseins — fortdauernd eine gewisse Eifersucht gegen Preußens Herrscherhaus, die es zu keinem herzlichen Einvernehmen zwischen beiden kommen ließ. Soll er doch allen Ernstes später einmal, als der damalige Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich 3., amtlich in Bayern weilte, den Befehl zu dessen Gefangennahme erteilt haben. So steht das Bild König Ludwigs 2. als das eines tief bemitleidenswerten, aber immerhin verdienstvollen Herrschers vor unserer Seele, der einem unverschuldeten düsteren Verhängnis zum Opfer fiel.





Amerikanische Kirchenbeleuchtung

Die ihrer Vollendung entgegengehende neue St. Johns-Kathedrale, der Dom von Newyork, der nach seiner Fertigstellung der größte Kirchenbau Amerikas und zugleich das übergrößte Gotteshaus der Welt sein wird, soll durch die Art und Weise, wie die Architekten die wichtige Frage der Beleuchtung behandeln, eine einzigartige Sehenswürdigkeit bilden. Im „Illuminating Engineer" macht W. H. Spencer einige interessante Angaben über diese neue Art der Kirchenbeleuchtung, die damit bei einem Gotteshause zum ersten Mal zur Anwendung kommt. Es hat harte Kämpfe gekostet, ehe sich der Gedanke durchgesetzt hatte, von der herkömmlichen Form der Beleuchtung abzuweichen. Trotz der frühgotischen Architekturformen des Baues werden die Baumeister von allen sichtbaren Lichtkörpern absehen: der Dom von Newyork wird keinerlei Kandelaber zeigen. Statt dessen sind die Techniker zu genau derselben Form der Beleuchtung übergegangen, die sonst im modernen Theater üblich ist: alle Lichtquellen werden verdeckt und so ist nur die Wirkung der Beleuchtung sichtbar. Für das Herz des echten Baumeisters wird die Newyorker Kathedrale am Abend oder bei Nacht in ihrer künstlichen Beleuchtung sogar einen stärkeren Eindruck erreichen, als der Tageslicht. Das Schwergewicht der Helligkeit wird naturgemäß auf den Chor gerichtet, wo der Altar in ein Meer von Licht getaucht erstrahlen wird. Die eichengeschnitzten Kirchenstühle für die Geistlichkeit haben eine besondere Form der Beleuchtung. In der Rückenwand jedes Sitzes ist eine helle bernsteingelbe Glasplatte eingelassen hinter der die elektrischen Glühkörper verborgen sind, und am Abend nach der Einschaltung ein zartgedämpftes, sonnenähnliches Licht ausstrahlen. Von einzigartiger Wirkung wird die künstliche Illumination der vier großen Kirchenfenster über der Orgel sein. Etwa sieben Meter von den Fenstern entfernt sind in Silberglasreflektoren eine Reihe von Glühkörpern angebracht. Besondere Vorrichtungen werden es ermöglichen, die Lichtkraft dieser künstlichen Beleuchtung abzudämpfen, so daß man zur Nachtzeit täuschend den Eindruck eines natürlich durch das Fenster einfallenden Tageslichtes erzielen kann.

Tragödie auf hoher See.

Ueber den Untergang des Dampfers „Tobogo", bei dem die ganze Besatzung und alle Passagiere in den Wellen den Tod fanden, werden jetzt folgende Einzelheiten bekannt. Die „Tobogo" war auf der Fahrt von Südamerika nach Panama. 75 Meilen vor dem Bestimmungsort, an der steinigen Küste von Los Scanton scheiterte das Schiff. Herzzerreißende Szenen spielten sich bei der Katastrophe ab. Ein lautes Knirschen hatte die Besatzung sowie die Passagiere darauf aufmerksam gemacht, daß der Schiffskörper ein Riff berührt hatte.

„Es ist nichts", erklärte der Steuermann, und der Dampfer setzte seinen Weg ruhig fort. Doch nach wenigen Sekunden stieß das 1649 Tonnen fassende Schiff auf ein Felsenriff, wobei es ein derartiges Leck erhielt, daß ein mannesdicker Wasserstrahl in den unteren Schiffsraum drang. Die an Bord befindlichen Kühe, die nach Panama gebracht werden sollten, stießen beim Eindringen des Wassers ein lautes Gebrüll aus und rissen wild an ihren Ketten. Bald ging das Brüllen in Todesjammer über, denn das Schiff füllte sich in rasender Geschwindigkeit mit Wasser. Unter den Passagieren brach eine Panik aus, doch der eisernen Ruhe des Kapitäns und der Offiziere gelang es, wenigstens das große Rettungsboot des schnell sinkenden Dampfers flott zu machen und mit den Frauen und Kindern zu besetzen. Vier männliche Passagiere und der zweite Steuermann blieben jedoch an Bord, um nicht das Boot zu schwer zu beladen. Das Los hatte sie getroffen. Sie zündeten sich eine Zigarette an und sahen mit stoischem Mute dem sicheren Tode entgegen. Kaum war das Rettungsboot einige hundert Meter vom „Tobogo" entfernt, als die Wellen über den Dampfer zusammenschlugen und den fünf Helden ein nasses Grab bereiteten. Das bis zur äußersten Tragfähigkeit besetzte Rettungsboot begann, der Küste zuzustreben, doch als es sich der Brandung näherte, wurde es von den Wellen ergriffen und zum Kentern gebracht. Nur zwei Insassen konnten dank der Rettungsgürtel nach einem heftigen Kampf mit den Wellen vollkommen ermattet die Küste erreichten und die Nachricht vom Untergang des Dampfers und dem heldenmütigen Tod seiner Besatzung sowie dem tragischen Geschick der Passagiere überbringen.

* Millionenbabies.

Das berühmte „Hundert Millionen-Baby", der hoffnungsvolle Sprößling des amerikanischen Millionärs Edward Maclean, hat einen Rivalen erhalten, der ihm seine bisher einzigartige Popularität streitig macht. Der neue Liebling der amerikanischen Presse, von dessen Ruhm Spalten und Spalten erzählen, ist zwar nicht so reich wie der kleine Maclean, der einstmals ein Vermögen von gegen 600 Millionen Mark erben wird; Baby Randolph Hopkins, der Sohn eines Millionärs von Atlanta, wird dereinst nicht mehr als 20 Millionen Mark sein eigen nennen und muß sich mit dem ehrenden Beinamen „Fünf Millionen Dollar-Baby" begnügen; aber „Jung-Hoppy", wie er allgemein heißt, hat vor dem über die Zeit des Zahnens bereits hinausgewachsenen kleinen Maclean den Vorzug voraus, daß er erst zwei Monate alt ist und daher bei ihm alle die großen Ereignisse noch bevorstehen, die bei dem anderen Baby den amerikanischen Zeitungen so unerschöpften Stoff gewährt haben. Wie dereinst bei dem kleinen Maclean, so wird man nun auch bei Jung-Hoppy alle Einzelheiten seines Säuglingslebens erfahren, sein Bildnis und das seiner Eltern wird erscheinen, wenn er geimpft wird, wenn er den ersten Zahn oder die Masern bekommt. So hat mans bei Baby Maclean gehalten, um das zudem noch ein phantastischer Kreis von Sagen und Legenden gesponnen wurde. Dieses reichste Kind der Welt mußte eine Wiege aus purem Gold, mußte „diamanten-bestickte Decken" haben, wurde von einem Heer von Pflegerinnen und Wärtern bedient und bewacht. In Wahrheit ist das „Hundert Millionen-Baby" von keinem größeren Luxus umgeben, als andere Kinder reicher Eltern, aber es spielt eine solche Rolle in der amerikanischen Gesellschaft, daß vor kurzem eine Notiz durch die Blätter ging, die besagte: „Mr. und Mrs. Edward Maclean wissen zwar noch nicht, wo sie diesen Sommer verbringen werden, aber sie haben bereits beschlossen, daß Baby Maclean sie begleiten soll." Von Jung-Hoppys zweimonatlichem Erdenleben wird nicht minder ausführlich berichtet; so wurde als Sensationsnachricht mitgeteilt, daß der Säugling, so weit ihm das möglich ist, von einem funkelnagelneuen Prunkpalast in der Newyorker 5. Avenue Besitz ergreifen wird, das ihm der Vater zur Feier der Vollendung seines zweiten Lebensmonats gekauft hat. Nach einer ausführlichen Schilderung der Prunkräume, die dem Baby und seiner Dienerschaft eingeräumt werden, wird dann von dem großartigen Dachgarten gesprochen, auf dem der junge Millionär so manche Stunde seiner Kinderzeit verbringen soll. viele kleine Tiere und Vögel sollen hier gehalten werden zum Vergnügen des Kindes, außerdem wird ein ganzer „Kindergarten" eingerichtet, „mit allem Zubehör, einschließlich einem Sandhaufen." Freilich dürften noch eine Reihe von Monaten vergehen, bevor Jung-Hoppy diese Herrlichkeiten genießen kann, vorausgesetzt, daß ihm sein Vater nicht vorher noch ein anderes Palais kauft.

Londons bedeutendster Gastwirt.

Noch vor 25 Jahren war in der englischen Hauptstadt Josef Lyons ein unbekannter Name, derselbe Josef Lyons, der heute in London nicht weniger volkstümlich ist, wie etwa Aschinger in Berlin. Sir Josef Lyons, der zu Beginn dieses Jahres sogar geadelt worden ist, versorgt heute täglich nahezu eine halbe Million Londoner Bürger mit Speise und Trank. Er tut es freilich nicht umsonst, und wie lohnend die Tätigkeit ist, zeigt die jüngste Versammlung seines nun in eine Aktiengesellschaft umgewandelten Unternehmens. Er hatte im vergangenen Jahre einen Reingewinn von nicht weniger als 24 Millionen Mark zu verzeichnen, und den Teilhabern der Gesellschaft kann eine Gewinnbeteiligung von nicht weniger als 60 von 100 ausbezahlt werden. Sir Josef Lyons schien in seiner Jugend nicht zum Geschäftsmann geboren, ja seine Laufbahn entbehrt nicht einer gewissen Romantik. Denn ursprünglich war er ein Jünger der Kunst, ein eifriger Aquarellmaler, als ihm der Gedanke kam, der ihn in wenigen Jahren zum Millionär machen sollte, der Gedanke, in London jene berühmten kleinen Teestuben einzurichten, die man heute in allen Vierteln der englischen Hauptstadt findet. Gemeinsam mit einem Freunde wurde das Unternehmen begonnen, anfangs in bescheidenem Maßstabe, dann immer mehr erweitert und vergrößert, bis Sir Josef Lyons der Leiter und Hauptinhaber einer Gesellschaft wurde, die heute nahezu eine Viertelhundertmillion jährlichen Ueberschuß hat.

Viele Kranke
verdanken ihre Genesung

einer Trinkkur im Hause mit Lamscheider Stahlbrunnen.

„Meine Tochter lag infolge schwerer Bleichsucht schwer krank darnieder. Trotz aller angewandten Mittel vermochte sich meine Tochter nicht so zu erholen, wie wir es ersehnten. Ich bestellte eine Kiste mit 30 Flaschen. Die Wirkung war geradezu wunderbar. In der ersten Woche verspürte sie eine angenehme Anregung der inneren Organe. Sie wurde lebhafter, froher. Dann wurde es immer besser. Sie **schlief ausgezeichnet, bekam Appetit, die Hautfarbe wurde frisch** und rosig, alles in allem, sie fühlte sich wirklich, wie man sagt, wie neugeboren." — Es drängt mich, Ihnen meinen Dank abzustatten für das vorzügliche Heilwasser. Es ist ein wahrer Gottestrank. Ich litt nämlich schon 9 Jahre an Blutarmut, Bleichsucht, großer Nervenschwäche, Magenbeschwerden usw. Alle meine Uebel sind fast gänzlich beseitigt." — „Dies herrliche Wasser hat mir und meinen Kindern, welche auch blutarm sind, sehr gut geholfen." — Solche Worte der Anerkennung nach erfolgreichen Kuren sind der beste Beweis für die trefflichen Eigenschaften dieser Heilquelle. Trinkkuren im Hause warm empfohlen bei Blutarmut, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Magen- und Darmleiden, Nervenkrankheiten, blutarmen Zuständen, z. B. nach Blutverlusten inf. Operationen, Wochenbetten usw., nach überstandenen erschöpfenden Krankheiten, wie Influenza usw. — Mitteilungen über Kurerfolge, Bezug des Brunnens kostenlos durch: Lamscheider Stahlbrunnen, Düsseldorf SO. 41.

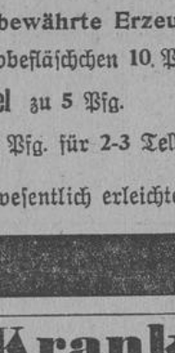
Feinste
Molkerei-Tafelbutter
täglich frisch, versende franko Nachn. 8 Pfd Butter f. 9 Mk.
Frau Emma Mertins, Seckenburg
3924 Ostpreußen. 36

Miet-Pianos
in grosser Auswahl, günstige Bedingungen bei späterem Kaufe
Rud. Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Versende gegen Nachnahme direkt an Private **gutes**
Haarbrücker Roggenbrot
ca. 7 Pfd. für 80 Pfg. und Stuten für 90 Pfg. 17
Vertreter gesucht!
B. Pollmann, Bäckermeister,
Haarbrück,
Kreis Höxter a. d. Weser.

Von der Reise zurück.
Dr. Fabry,
Spezialarzt 3922
für Hautkrankheiten,
Bochum, Schillersr. 25.

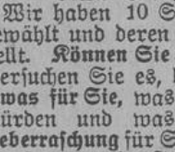
Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.
1 Tabakspfeife umsonst zu 5 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 9 Pfd. Jagd-Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.
E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

Sämtliche
Schirmreparaturen
werden gut, billig und schnell ausgeführt. Halte stets
moderne Stöcke u. Bezüge
auf Lager. 6858
Ludwig Severin,
Hattingen, Emschestr. 8.

Überzeugen Sie sich, daß die
Deutschland-Fahrräder



in der Qualität **die besten,** dabei im Preise **außerordentlich billig** sind. Verlangen Sie gef. kostenfrei illustr. über 400 Seiten starke u. 28×35 cm. große Preisliste-hierreichhaltigste d. Branche auch über Radfahrer-, Auto- und photogr. Bedarfsartikel, Nähmaschinen, Waffen, Uhren, Musik- und Goldwaren etc. von
August Stukenbrok, Elnbeck 15
Grösstes Fahrradhaus Deutschlands.

Cacao rein, feinschmeckend, 10 Pfd. Abnahme à Pfd. 84, 95, 103, 107 Pfg., bei 5 Pfd. 5% Aufschlag, franko Nachn.
Rudolf Stitz, Siegen i. W. 17
13 Cacao-Import.

HAUSPUTZ
am schönsten mit
LUHNS
Wasch-Extrakt

Schon über hunderttausend Räder
Hab' ich verkauft; da sagt wohl jeder:
„Das könnt' der Mann doch nimmermehr,
Wenn er nicht gut und billig wär!"



Daß man bei mir gut und billig bedient wird, beweisen die vielen Anerkennungsschreiben u. der bisherige Absatz von

über 100000 Fahrräder und Nähmaschinen

Wer meine Waren einmal kennen gelernt hat, weiß, was man sparen kann, wenn man von meiner Firma kauft, die ihren Betrieb in einer klei[illegible] hat. Alle Unkosten wie Löhne, Gehälter, Grun[illegible]stücke usw. sind niedriger und die Tausende, die ich da[illegible] spare, kommen meinen Kunden zu gute. Ich trage alle, alle Versandkosten, keinen Pfennig haben Sie dafür zu zahlen. Nichtgefallendes tausche ich um, oder zahle das Geld heraus.
Katalog sende ich an jeden kostenlos.

Edelweiß-Decker in Deutsch-Wartenberg

---

35 neue rote Betten
1½ schläfig von prima Daunenköper, je Oberbett, Unterbett u. 2 Kissen mit 20 Pfd. neuen Halbdaunen gefüllt zusammen nur M. 30, —. Dasselb. Gebett mit Daunen-Deckbett nur M. 35, —. Prima herrsch. Daunenbett nur M. 40, —. 2 schläf. kost. jed. Gebett M. 5, — mehr. Verpack. frei. Viele Dankschr. Katalog versenden gratis **Bitter & Co., Bettenfabr., Jena 50, Unt. Markt.**

Tüchtige
Hebelleute
für Hammerwerk bei hohem Lohn und für dauernde Beschäftigung sofort gesucht.
Stahlwerk Kleinewefers,
G. m. b. H., 3921
Krefeld, Hülserstraße.

Meine Sprechstunden
finden wieder **regelmäßig** von 9—12 und 2½—6 Uhr statt.
Dr. med. Rusche,
Spezialarzt für Haut- Harn- und Geschlechtskrankheiten.
Anstalt für Röntgen- und Licht-Behandlung. 3542
Hagen i. W.
Bahnhofstr. 29 a, Fernspr. 1906.

Künstliche Zähne



moderner **patentierter**
Zahnersatz
Unübertroffen im Sitz, Naturtreue und Bequemlichkeit.
(Nachahmungen werden gerichtlich bestraft.)
Spezialität:
Garantiert total schmerzlose Zahn-Behandlung.
— Plomben. —
Regulierung schiefer Zähne usw. 1366
Vigano, prakt. Dentist
Bochum, Brückstr. 21.
Bitte auf Name und Hausnummer zu achten

Im Sommer

helfen MAGGIs altbewährte Erzeugnisse:
MAGGIs Würze — Probefläschchen 10 Pfg. —
MAGGIs Bouillon-Würfel zu 5 Pfg.
MAGGIs Suppen zu 10 Pfg. für 2-3 Teller,
die Kocharbeit wesentlich erleichtern.

PIANOS
u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen
Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794
Barmen,
Neuerweg 38—42.
Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses
IBACH

---

50 Mk. Wochenlohn
oder 50-60% Provision
erhält Jeder, der den **Verkauf** meiner weltberühmten Schilder u. Waren übernimmt, darunter letzte Neuheiten u. konkurrenzlose Massenartikel. — **Ich erbringe die Beweise durch Originalbestellungen, daß viele meiner Vertreter, wo die Waren bis jetzt eingeführt waren, mehr als 30 Mk. pro Tag verdienten.** Auskunft gratis. Vertr. wird als Haupt- sowie auch als Nebenbesch. übertrag. Anfrage per Postkarte genügt.
Schilderfabrik, 34
Post Erbach im Westerwald.

8-10 Arbeitsburschen
von 14—17 Jahren gegen guten Lohn und Fahrtvergütung zum sofortigen Eintritt gesucht.
W. v. d. Weppen,
Altendorf-Ruhr,
direkt am Bahnhof. 1733

Tüchtiger
Heizer u. Maschinist
(gelernter Schlosser bevorzugt) per sofort gesucht. 3926
Papierfabrik Blankenstein,
Blankenstein-Ruhr.

Patent-Kochling
Ing. Max Proescholdt
besorgt **reell** und **sachgemäss Anmeldung** und **Verwertung** von **Schutzrechten** aller Art im In- und Auslande. **Auskunft u. Broschüre „Patent-wissenschaft" kostenlos.** Eigene **Vertretung** in Berlin.
Hagen, Elberfelderstrasse 32.
Telefon 1412 und 1493.

Ankerwickelei, Kollektorenbau,
Anlasser, Regulatoren, Schalttafelbau,
Dynamos, Motore :: Ständig Gelegenheitskäufe in gebrauchten Maschinen.
Elektrizitäts-Gesellschaft C. Schniewind Nachf.
Hagen i. W. G. m. b. H. **Telefon 259** 1752

Sind Sie gewandt?
Wir haben 10 Städte-Namen ausgewählt und deren Buchstaben umgestellt. **Können Sie die Lösung finden?** Versuchen Sie es, bitte. **Wir haben etwas für Sie,** was wir Ihnen senden würden und was eine **angenehme Ueberraschung** für Sie sein dürfte. Sie empfangen die Sendung **vollständig kostenlos,** falls Sie uns die richtigen Städte-Namen sowie Ihren Namen u. Adresse auf einer Postkarte mitteilen: Bitte weder Briefmarken noch Geld einzusenden. **Verschieben Sie die Sache nicht! Wer zuerst kommt, malt zuerst!** Senden Sie Ihre Karte sofort an:
Herlot-Company, Prämien-Abteilung,
Friedenau W. 10. 17

NERLBI
BRUAMGH
SERDNED
ZIPELIG
LEIK
RENANVOH
MEGGURBAD
NOPES
RATTSGUTT
SENES

Bauschule Rastede (Oldbg.)
Meister- u. Polierkurse. Vollständ. Ausbildung i. 5 Mon.
82) Ausführl. Progr. frei.

Der heutigen Nr. liegt ein Prospekt der Firma
Max Dultz,
Berlin SO 33 bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Wegen Verheiratung des jetzigen, suche bald oder später, ein fleißiges, sauberes Mädchen.
Dienstmädchen,
Frau Otto Uelten,
Königssteele, Berlinerstr. 47.

Junges erfahr. evangel.
Dienstmädchen
per 1. Juli gesucht. 3951
Frau **P. E. Schürmann,**
Barm.-Wichlinghauserstr. 121.

„Kosmos"
mit Brut vernichtet radikal
Rademachers Goldgeist Patentamtl. geschützt. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütet Ausfallen. Parasiten. Wichtig für Schulkinder! Tausende v. Anerkennungen. Flasche 50 Pf. In Drogerien und Apotheken.
Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf die Bezeichnung **Goldgeist** W. Z. 75198.

Persil

das selbsttätige **Waschmittel**

Wäscht und bleicht von selbst. — Beseitigt Blut-, Obst-, Cacao-, Tinte-, Rotwein- und andere Flecken. Greift nicht das Gewebe an!
Schont und erhält die Wäsche!
Ist garantiert unschädlich! Verbilligt das Waschen! Spart Zeit, Arbeit und Geld!
Erhältlich nur in Original-Paketen.
HENKEL & Co., DÜSSELDORF. Alleinige Fabrikanten auch der weltberühmten
Henkel's Bleich-Soda

Zweites Blatt zu Nr. 24.

Aufschwung statt Zechenstillegung im Ruhrrevier.

Vor wenigen Jahren noch sah man dem Niedergang der Bergwerksindustrie an der Ruhr mit bangen Befürchtungen entgegen. Zuerst wurde die Zeche „Stringatt" stillgelegt, dann folgten die weiteren am linken Ufer der Ruhr gelegenen Gruben „Hermann", „Charlotte", sogar „Altendorf" sollte an die Reihe kommen. Als dann das Zechenstillegungsfieber auf das rechte Ufer der Ruhr übersprang, fiel ihm „Marianne Steinbank" zum Opfer. Auf der von Stinnes gleichzeitig erworbenen Zeche „Hasenwinkel" in Dahlhausen wurden sogleich nach der Uebernahme mit einem Schlage 500 Mann abgelegt. Man rechnete bereits damit, daß diese Grube, die eine der ältesten, vielleicht die allerälteste im Ruhrrevier ist, auch dem Schicksal verfallen würde. Der Zeche „Eiberg" sollte nur noch eine kurze Galgenfrist gewährt werden. Ferner hieß es, daß „Dahlhauser Tiefbau", „General", „Fröhliche Morgensonne" und „Eintracht-Tiefbau" auch bald stillgelegt würden. Die Ursache der Zechenstillegung lag darin, daß man der Meinung war, auf den im Norden gelegenen Gruben seien die Förderkosten erheblich geringer. Als eigentlicher Kaufwert galt nur die Beteiligungsziffer beim Kohlensyndikat, die auf die nördlich gelegenen Gruben übertragen wurde. Es zeigte sich aber, worauf die praktischen Bergleute immer hinwiesen, und was von den tüchtigsten Beamten bestätigt wurde, daß die Kohlenvorräte an der Ruhr noch lange nicht erschöpft waren, daß es nur einer rationellen Abbaumethode bedurfte, um leistungsfähige Betriebe entstehen zu lassen. Auf diesem Gebiete ist Stinnes bahnbrechend vorgegangen. Er hat aus den früher als elend und erbärmlich angesehenen Gruben „Baaker Mulde" und „Friedlicher Nachbar" bei Hattingen, indem er die beiden Betriebe vereinigte, eine sehr rentable Grubenanlage geschaffen. In gleicher Weise hat auch Stinnes die Gruben „Prinzregent", „Karl Friedrich", „Julius Philipp" und die Dannenbaumschächte bei Stiepel zu einem Betriebe vereinigt.

Dem Stinnesschen Vorgehen sind nun auch die Funkeschen Grubenverwaltungen gefolgt. Mit der Erwerbung der Zeche „Altendorf" ist es ermöglicht, von Zeche „Dahlhauser Tiefbau" aus, die im Besitze von Funke ist, das Kohlenfeld an der linken Seite der Ruhr bis ins „Charlotte"-Gebiet hinein abzubauen. Hier stehen noch ungeheure Kohlenschätze an, die nunmehr von Zeche „Dahlhauser Tiefbau" aus abgebaut werden. Um die Wasserzuflüsse kurz zu halten, mit denen besonders Zeche „Altendorf" reichlich bedacht ist, wurden dort sehr leistungsfähige Pumpen eingebaut. Die neue Schachtanlage der Zeche „Dahlhauser Tiefbau" ist so weit fortgeschritten, daß in einigen Monaten der Betrieb aufgenommen werden kann. Die Kohlen werden durch eine elektrisch betriebene Förderstrecke unter der Ruhr her nach „Dahlhauser Tiefbau" geschafft, wo die Verladung erfolgt. Die neuesten Aufschlüsse in diesem Kohlenfelde sollen die günstigsten Ergebnisse gezeitigt haben, so daß jetzt anstatt der Stillegung ein starkes Aufblühen des Kohlenbergbaues bevorsteht.

Neben diesen Kohlenpartien liegt aber auch noch das ganze westliche Kohlenfeld von „General" fast unverritzt. Nur die obersten Teile sind durch Stollen und tonnlägige Schächte abgebaut. Seitdem die Bergwerke „Alter General" und der „Johannisschacht" vor etwa 40 Jahren ersoffen sind, ist nichts mehr abgebaut worden. Diese Bergwerke bedienten sich sogar noch hölzerner Pumpen. Der Zufluß des Wassers war so plötzlich, daß die Arbeiter Not hatten, ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Wagen und Pferde sind in der Grube stecken geblieben. Wie es heißt, war man beim Durchtrieb der Ruhr zu nahe gekommen, weswegen auch das so plötzliche starke Auftreten der Wasserzuflüsse zu erklären war. Ferner ist auch das westliche Kohlenfeld von „Schwarzer Junge" („Marianne Steinbank") noch fast ganz unabgebaut. Ob diese Kohlen von „General" aus gewonnen werden, oder von „Dahlhauser-Tiefbau", beziehungsweise „Hasewinkel" aus der Abbau erfolgen wird, ist noch nicht vorauszusehen; jedenfalls werden sie allem Anschein nach auch bald zum Abbau gelangen. Das Feld der Zeche „General", das sich zwischen den Stinnesschen Besitz schiebt, bietet vorderhand noch in gewisser Beziehung ein Hindernis für den Stinnesschen Ausdehnungsdrang. Da die Zeche „General" eine sehr vorzügliche Kokskohle abbaut, so ist vorläufig auch nicht daran zu denken, daß die Eigentümer die Grube veräußern werden.

Das Schicksal der damals von der Gewerkschaft Ewald in Herten erworbenen Grube „Hermann" in Ueberruhr bei Steele, die erst eben mit einem Kostenaufwand von 1½ Millionen Mark fertiggestellt war und dann stillgelegt wurde, soll auch noch nicht endgültig besiegelt sein. Die Gewerkschaft Ewald läßt jetzt auf Zeche „Hermann" einen neuen Versuchsschacht abteufen. Stellt es sich heraus, daß in den tiefer gelegenen Partien hinreichend abbauwürdige Flöze angetroffen werden, dann soll der Betrieb auch auf „Hermann" wieder aufgenommen werden. Hiervon wird es auch abhängen, ob die Zeche „Eiberg" endgültig stillgelegt werden soll. Anfänglich sollte „Eiberg" sofort stillgelegt werden. Es stellte sich aber heraus, daß die Förderkosten auf Zeche „Eiberg" noch um ein bedeutendes geringer waren, als auf den nördlich gelegenen Schächten derselben Gewerkschaft. Mittlerweile sind 7 Jahre verflossen. Auf „Eiberg" ist kein neuer Querschlag getrieben, ist kein Groschen für Aufschlußarbeiten ausgegeben worden und doch hat man volle 7 Jahre lang Kohlen über Kohlen fördern können. Im Jahre 1904 hieß es: Die Kohlenvorräte an der Ruhr sind erschöpft. Hohe Bergbeamte bestätigten es. Man kann doch, so hieß es, von den Grubenbesitzern nicht verlangen, daß sie da Kohlen fördern sollen, wo absolut keine mehr vorhanden sind. Nun ist man allerdings sehr spät darauf gekommen, daß sich die hohen Bergbeamten in der Beurteilung der Kohlenschätze an der Ruhr damals sehr geirrt haben. Und das ist im Grunde genommen erfreulich. Glückauf!

Die Tellspiele in Oetigheim.

Unter den vielen Freilicht- und Volksspielen, welche alljährlich in deutschen Landen viele Tausende von Besucher anziehen und in ihrer großen Mehrheit einen nicht zu unterschätzenden Kulturfaktor darstellen, stehen die seit Jahren stattfindenden Tellspiele in dem badischen Städtchen Oetigheim mit an erster Stelle. Welcher Beliebtheit sich diese Festspiele erfreuen, ergibt sich wohl am besten aus der Tatsache, daß z. B. im Sommer 1910 nicht weniger als 40 000 Personen die Tellspiele besuchten. Wenn Oetigheim einen



Die Tellschauspiele in Oetigheim in Baden.

so überraschenden Erfolg hatte, so ist der Grund hierfür natürlich vor allem in der Wahl des Stückes zu suchen. In Schillers Tell ist ja dem deutschen Volke ein wundervolles Lied von Freiheit, von Heimat und von Vaterlandsliebe geboten. Wir beobachten auf unserem oberen Bilde das idyllische Tellhaus (ein laufender Brunnen, ein hübsches Hausgärtchen, ein Taubenschlag) mit der Tellfamilie. Hedwig, die Gattin Tells, mit dem Waschen beschäftigt, der Vater flickt die Gartentüre, Walter beschäftigt sich mit dem Bogen und der muntere herzige Willi tanzt am Fußweg umher. Mit einem verdienten Lob für die Veranstalter und die Spieler bemerkt die Kritik mit vollem Recht: diese Szene „wirkt unwiderstehlich". Und anderswo konnte der Verfasser dieses lesen: Kein Beschauer, der nicht von dieser Szene ganz besonders entzückt gewesen wäre; hier hat ein sinniges Gemüt etwas ganz besonderes geschaffen. Vor der Mitte des Zuschauerraumes steht das Stauffacherhaus, von dem an einer Klosterkapelle und der im Bau begriffenen Burg Zwinguri vorbei die Straße nach Altdorf führt. Links, in der Nähe der Ruhebank, öffnet sich ein Blick auf den Urner See. Ganz erstaunt schaut der Besucher des Telltheaters, wenn er die Vorderseite des Stauffacherhauses plötzlich verschwinden sieht, um Raum für die Innenszenen des Stückes zu bieten. Ein mächtiger Baum überschattet das traute Heim. In den freien Feldern der buntbemalten Straßenseite des Hauses fallen die kurzen Sinnsprüche auf, welche die Gesinnung der Bewohner trefflich zeichnen.

St. Privat.

Ueber den Schluß des heldenmütigen Sturmes auf St. Privat schreibt Graf Pfeil in seinen Kriegserinnerungen „Vor vierzig Jahren":*)

General von Pape befahl einem Hornisten „das Ganze schnell avanzieren!" zu blasen, und so begann der letzte Akt dieses Heldenspiels:

Der Sturm.

Aus den Leichenhügeln erhoben sich die noch lebenden, auch viele leicht verwundeten Mannschaften. Einer riß den anderen mit sich fort, und trotz des von neuem beginnenden Feuers der braven Verteidiger stürmten, unter abermaligen schweren Verlusten, heldenhaft die Trümmer der bis vor kurzem noch so herrlichen Truppe unaufhaltsam nach vorn.

An ihrer Spitze die wenigen noch verbliebenen Offiziere, den Degen schwingend, anfeuernd, unaufhörlich „Vorwärts! Vorwärts!" rufend.

Da sanken noch viele auf den blutgetränkten Boden. Mit den bereits niedergestreckten Kameraden, den Vettern von Roeder, Gebrüder Finkenstein und Stülpnagel, den Synold von Schüz, Sack, Treskow, Keller, Schlegel, Block, Arnim, Wartensleben, den Vettern Rantzau, den Kessel, Schlieffen, Woyrsch, Manteuffel, Marwitz, Hackewitz, Medem, Helldorff, Koeller, Lancken, Maltzahn, Lauer, Natzmer, Loewenfeld — vereinigten sich die Geyer, Schulenburg, Bonin, die Vettern Alvensleben, die Werder, Krosigk, Brandis, Luck.

Die meisten Offiziere waren mehrfach verwundet. Ein Arnim hatte acht Schuß, ein Alvensleben sechs.

Arnim erhält, schon nahe am Dorfe, einen Granatsplitter ans Knie, stürzt nieder, läuft jedoch gleich wetter und ruft seinen Mannschaften zu: „Leute, es geht noch." Dann erhält er einen Schuß in den Oberschenkel, einen ins ins Gesicht, verschiedene Streifschüsse, ruft: „Zehnte Kompagnie, haltet Euch brav, ich kann nicht mehr" und bleibt liegen.

*

Aber wie eine Woge nicht aufzuhalten ist, so auch nicht der Sturmgeist der Mannschaft. Endlich hörte man wieder das ununterbrochene preußische Hurra, nach so furchtbarem Dulden gegenüber feindlicher Waffenüberlegenheit.

General von Kessel, der irgendwoher wieder ein Pferd bekommen hatte, vereinigte etliche Schützengruppen um sich, und an der Seite des von mir so bewunderten Führers ging es mit diesen vorwärts. Rechts von uns stürmten das 2. Garde-Regiment und die 4. Garde-Infanterie-Brigade. Ueberall sah man die Mannschaften die zumteil niedergelegten Mauern erklettern; der General und ich benutzten jedoch eine Oeffnung, und durch diese gelangten wir in das so heiß umstrittene, heute den Ehrentag der Garde bildende St. Privat.

Wo man auch hinblickte, Sturm, Sturm! Signale,

*) „Vor vierzig Jahren". Kriegserinnerungen von Richard Graf von Pfeil. Verlag L. Heege, Schweidnitz.

Ein Zeugnis.

Von Rechtsanwalt Dr. von Maasberg.

(Schluß.)

„Noch eine Frage. Hat die Angeklagte Geld ausgegeben, seit sie sich in Gewahrsam befindet?"

„Nicht das ich wüßte, mein Herr."

Nunmehr ließ ich Hanna Muttke hervortreten und so zuversichtlich sie auch zu blicken versuchte, merkte ich doch ein Zittern ihrer sandfarbenen Wimpern.

„Fräulein Muttke", sagte ich, „weshalb haben Sie Ihrer Herrin nicht augenblicklich Anzeige gemacht von dem, was Sie beobachtet hatten? Weshalb haben Sie damit gewartet, bis man Sie nach dem Verbleib des Geldes fragte?"

„Weil es mir um das arme junge Ding leid tat", antwortete Hanna Muttke prompt.

„Sie sahen also durch das Schlüsselloch, wie die Angeklagte das Geld fortnahm?"

„Jawohl."

„Wo setzte sie die Lampe hin, während sie das tat?"

„Auf den Schreibtisch."

„So. In Ihrem Zeugnis sagen Sie aber, daß die Angeklagte sich bückte, als sie die Lampe aufhob. Was bedeutet das?"

Das Mädchen zauderte und sagte schließlich, es bedeute nichts weiter, als daß die Angeklagte die Lampe aufgehoben habe.

„Schon gut", sagte ich. „Wie lange stehen Sie bei Frau Fahrland in Dienst?"

„Fünf Monate."

„Wieviel Lohn bekommen Sie monatlich?"

„Zwanzig Mark."

„Haben Sie Ihren Lohn bereits abgehoben, seit Sie bei Frau Fahrland sind?"

„Zum Teil."

„Wie viel?"

„Das weiß ich nicht."

„Warum wissen Sie das nicht?"

„Gott, weil ich mir's nicht aufgeschrieben habe. Ich ließ mir verschiedene Male was geben, wie ich's gerade brauchte."

„Wenn Sie nun der Angeklagten hätten einen Schabernack spielen wollen, wäre es Ihnen doch wohl möglich gewesen, ihr die fünfzig Mark in den Koffer zu praktizieren."

„Aber, Herr . . .! Herr . . .!" rief sie in tugendhafter Entrüstung.

„Sie haben also bei Ihrem Dienstantritt bei Frau Fahrland kein Geld bei Seite gelegt."

„Nein — höchstens, was ich bei der gnädigen Frau stehen habe."

„Sie besaßen demnach keine fünfzig Mark, als Sie hinkamen?"

„I bewahre — und außerdem ist ja der Fünfzigmarkschein, den wir in Usens Koffer gefunden haben, derselbe, der unserer gnädigen Frau gestohlen worden ist. Mir scheint, das könnten Sie so gut gehört haben wie ich."

„Aus welcher Stadt sind Sie?" fragte ich, ohne ihre Dreistigkeit einer Rüge wert zu achten.

Einen Augenblick schien ihr Blick die Ruhe zu verlieren, aber sie sagte endlich:

„In Ostpreußen, nicht wahr?"

„Ja . . ."

Ich wandte mich an Frau Fahrland.

„Besitzen Sie vielleicht ein Schriftstück Hanna Muttke's?"

„O, mehr als eins," sagte sie. „Wenn Ihnen das Heft genügt, in welches sie die Ausgaben für die Küche einträgt?"

„Das genügt."

„Wenn es demnach gestattet ist", sagte sie zu dem Vorsitzenden, „so könnte ich ja das Büchelchen holen. Ich wohne ja sowieso nicht weit von hier."

Da der Vorsitzende nichts einzuwenden hatte, entfernte sich Frau Fahrland und kehrte sehr bald mit dem kleinen Heft zurück, in das die Köchin ihre Auslagen eintrug. Ich prüfte einen Augenblick die Krähenfüße dieser zickzacklaufenden Schrift.

„Nun, Hanna Muttke", sagte ich darauf, „möchten Sie mir und dem verehrten Gerichtshof vielleicht auseinandersetzen, woher Sie die zweihundertfünfzig Mark genommen haben, die Sie vor ungefähr vierzehn Tagen nach Neudorf in Ostpreußen an Ihre Schwester Christiane Muttke schickten?"

Hanna Muttke fuhr zusammen, als hätte Donner und Blitz vor ihren Füßen eingeschlagen. Sie wurde leichenblaß und begann an allen Gliedern zu zittern. Ich wartete bis die Anwesenden sich von ihrer Aufregung überzeugt hatten und wiederholte dann meine Frage.

„Ich — ich — ich habe — gar kein — Geld — weggeschickt —", stotterte sie endlich und auf ihre roten Backen traten beängstigend blaue Flecke.

„Das taten Sie wohl!" donnerte ich, denn nun schwoll mir der Kamm.

„Nein — — nicht wahr — ich tat's nicht —", stammelte sie und griff nach dem Geländer, vor welchem sie stand, um nicht zu sinken.

Ich sah sie so lange an, bis Hanna Muttke's Augen den Boden suchten, dann wandte ich mich an den Gerichtshof.

Trommelwirbel, Schüsse, einschlagende Granaten. Alles drängt nach vorwärts, den einzeln und in Gruppen fliehenden Franzosen nach.

Plötzlich! Ist es möglich in diesem wahnsinnigen Feuer, die richtigen Trommelschläge des Sturmmarsch! Es ist der Tambour Beyer der 11. Kompagnie, der, wo alle Offiziere seines Bataillons tot oder verwundet, vor ein kleines Häuflein von Mannschaften springt und durch seine Trommel zum Sturm auffordert. Und nach der alten Gewohnheit des Exerzierplatzes drängen sich immer mehr Mannschaften um die wohlbekannten Klänge. Ob auch viele von ihnen von dem Feuer des nicht weichenden Feindes niedergemäht werden, setzen sich dennoch die Feldwebel Münchert und Wachholz an ihre Spitze und führen mit geschwungenem Degen, über Leichen und Verwundete hinweg, über die abgebrochene Dorfmauer, wo das Bajonett seine blutige Schuldigkeit zu tun beginnt.

Aus allen Häusern feuern tapfere Verteidiger auf uns; bald aber lodern diese in Flammen auf. Die Franzosen wehren sich, einzeln oder in kleineren Abteilungen; sie werden erbarmungslos mit Kugeln oder Bajonett niedergemacht. Die Wut der Mannschaften über alles das, was sie eben erlebt, ist zu groß, um Gedanken an Milde aufkommen zu lassen. Auch waren ja nur noch wenige Offiziere vorhanden, um sie zurückzuhalten.

„Die Türen werden mit Gewalt eingestoßen, die an den Fenstern stehenden Verteidiger über den Haufen gestochen und durch Tür und Fenster hineingedrungen. Im Innern beginnt eine jener Schreckensszenen, die nur die allergrößte Verbitterung herbeizuführen vermag. Alle im untersten und ersten Stockwerk befindlichen Franzosen werden niedergestochen; nur die im zweiten Stock befindlichen, die, als sie das Unnütze ihrer Verteidigung einsehen, ihre Gewehre herunterwerfen, ließ Unteroffizier Jeske gefangen fortführen. Auf diese Weise vertrieb er die Franzosen aus mehreren Häusern. Immer wurden die im unteren Stockwerk niedergestochen, im oberen gefangen genommen. Unsere Offiziere waren tot oder verwundet.“ So schreibt ein Füsilier der 10. Kompagnie, und so war es überall.

*

Auch General von Pape, der stets zu finden war, wo die Gefahr am größten, ritt in das Dorf. Daß er, wie General von Kessel, in diesem, von allen Seiten auf die nächsten Entfernungen kommenden Höllenfeuer unversehrt blieb, schien unbegreiflich.

Aber die einschlagenden Granaten waren jetzt zumteil deutsche. Hatte doch bereits die Dämmerung begonnen, und unsere Artillerie, namentlich die der Sachsen, stand mehrfach so, daß sie nicht sehen konnte, ob wir bereits im Dorfe waren.

General von Kessel schickte mich zur sächsischen Artillerie, um sie über die Lage aufzuklären. Auf der Straße begegnete ich Teilen des braunschweigischen Infanterie-Regiments in schwarzen Uniformen. Sie wollten, kampfbereit, Anteil haben an der Ehre des Tages.

„St. Privat unser!“ rufe ich begeistert den vordersten berittenen Offizieren zu. Der Ruf wird weitergegeben, und mit Hurra stürmt alles nach vorn, hoffend, noch eingreifen zu können.

*

Sternenklare Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als ich von der Bestellung bei den Sachsen zurückkam.

Das Bild hatte sich gewaltig verändert.

Stille herrschte auf dem weiten Schlachtfelde und in dem heiß umstrittenen St. Privat. Nur hier und da Schüsse der französischen Artillerie, den Rückzug jener jetzt ungeordneten Massen deckend, die noch vor zwei Stunden siegesgewiß unserem Angriff zugejubelt.

Da begegnete ich einem lieben Freunde vom Regiment, Oberleutnant v. Schlegell, Ordonnanzoffizier der 1. Gardeinfanteriedivision, mit zerschossener rechter Hand, von der das Blut floß. „Sieg! Sieg!“ rief er mir entgegen, und dann, wie mit irrem Blick: „Wissen Sie, wann der nächste Zug von Pont a Mousson geht?“ Ein Beweis von der furchtbaren Aufregung, die wohl die meisten erfaßt hatte.

So ritt ich wiederum in das Dorf ein; die brennenden Häuser beleuchteten die Straße.

Ueberall Gruppen von Mannschaften aller Garde-Regimenter und Sachsen. Meine Augen suchten die weißen Achselklappen, und so stieß ich auf etwa zwanzig Mann unserer Leibkompagnie, der ich, wie erwähnt, fast meine ganze Dienstzeit über angehört, in der ich meine erste Erziehung genossen.

„Unser Graf lebt! Unser Graf lebt!“ schallt es mir entgegen; man umringte mich, und pulvergeschwärzte Hände streckten sich nach mir aus.

Das war ein schöner, unvergeßlicher Anblick!

Nun ging es in aller Eile ans Fragen. Alle Offiziere waren tot oder verwundet. Mein so verehrter Hauptmann von Roeder, der heldenmütig, fast bis ans Ende der Schlacht, unversehrt seinen Mannschaften ein Beispiel gewesen, war kurz vor dem Sturm verwundet worden. Hatte ich ihm doch noch zuwinken können, als der brave Gefreite Lohöfer, ihn, fast tragend, zurückführte, nicht achtend des auf seine Riesengestalt gerichteten feindlichen Feuers, um seinem Hauptmann zu helfen.

Nach wem ich auch fragte, immer hieß es: „Tot!“ Wurde doch jeder niederstürzende Verwundete in diesem sinnberaubenden Feuer für tot gehalten. Tatsächlich verlor die Leibkompagnie von vielleicht 220 Mann Gefechtsstärke 115 Unteroffiziere und Grenadiere tot oder verwundet, und das innerhalb kaum zwei Stunden!

Wo ich auch Mannschaften des Regiments traf, schickte ich sie nach dem diesseitigen Ausgang von St. Marie. Dort sammelte auch Feldwebel Wachholz auf meinen Befehl die Trümmer des Füsilier-Bataillons, dessen Offiziere sämtlich außer Gefecht gesetzt waren.

Dann irrte ich, mein müdes Pferd nachführen lassend, auf den nächstgelegenen Teil des Schlachtfeldes, immerfort: „Erstes Garde-Regiment! Erstes Garde-Regiment!“ rufend und mich nach den bei Beginn des Sturmes gefallenen Offizieren umsehend; die große Mehrzahl der bei Beginn der Schlacht Ausgeschiedenen war wohl schon rückwärts geschafft. Wer von den Mannschaften irgendwie fähig war, zu gehen, wurde nach St. Marie geschickt.

Aerzte sah ich dort bei ihrem ernsten Werk beschäftigt; auch Dr. Nuesse, der sich nicht einen Augenblick Ruhe gegönnt.

Hauptmann Freiherr von Geyer lag mit zerschmettertem Oberschenkel, unter furchtbaren Schmerzen seine vornehme Ruhe bewahrend; Aerzte waren um ihn beschäftigt. Ein Lazarettgehilfe leuchtete auf das bleiche Antlitz Schulenburgs, der mit dem Kopf in einer französischen Zwiebacksküste lag. Ein Mitrailleusenschuß in den Unterleib hatte wohl den augenblicklichen Tod zur Folge gehabt. Sein Gesicht zeigte den spöttischen Ausdruck, der ihm oft im Leben eigen war. Krosigk, ein allgemein beliebter, bildhübscher Offizier von etwa zwanzig Jahren, lag blutüberströmt durch einen Kopfschuß hingestreckt. Brandis sah ich, in gleicher Weise zu Tode getroffen, der in jugendlicher Begeisterung so erzürnt gewesen bei dem Gedanken, ins Ersatzbataillon zu kommen. Noch mehrere andere, für die menschliche Hilfe nichts mehr vermochte.

Auf der Straße nach St. Marie reitend, hörte ich General Kessels Stimme, ohne bei der Dunkelheit zu erkennen, von wo. Laut rief ich: „General von Kessel!“ Aus dem Ton seiner Antwort hörte ich, daß er sich freue. Schon von weitem streckte er mir die Hand entgegen und rief: „Gott sei Dank! Doch endlich ein vernünftiger Mensch, der mir begegnet!“

Was lag doch für ein in kurzen Stunden durchlebter Abschnitt zwischen dem hochverdienten General und mir jungen Leutnant!

Nach Möglichkeit sorgte ich für ihn, machte ihm bei St. Marie ein Strohlager zurecht, gab ihm aus der Satteltasche etwas Schokolade und Wein. Die eine Stabsordonnanz, Ulan Schulz vom 1. Garde-Ulanen-Regiment, deckte den kampfesmüden General vorsorglich mit ihrem Woylach zu, denn der Abend begann kühl zu werden. Dann bot Schulz ihm sein letztes aufgespartes Stück Brot und Speck an, was er jedoch mit herzlichem Dank ablehnte, sichtbar erfreut über die Sorge dieses Untergebenen.

Bald kam zu unserer Freude der nur leicht am Kopf verwundete Brigadeadjutant von Mitzlaff und brachte günstige Nachrichten vom linken Flügel des Regiments, wo Oberstleutnant von Oppell mit einigen Kompagnien, im Verein mit den Sachsen und Garde-Pionieren, selbständig bei Roncourt gefochten und von dort in St. Privat eingedrungen war, ohne solch furchtbare Verluste wie wir.

Verfolgung von Ansprüchen auf Entschädigung für Unfallfolgen.

Der Verband der deutschen gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstellen, vertreten durch den Vorsitzenden, Oberbürgermeister Kaiser in Rixdorf bei Berlin (Rathaus), ist bereit zu vermitteln, daß Personen, die Ansprüche auf Entschädigung für Unfallfolgen geltend machen, einen erfahrenen Rechtsverständigen mit der unentgeltlichen Wahrnehmung ihrer Rechte in dem Verfahren vor dem Reichsversicherungsamte beauftragen. Die Entscheidung über die Zubilligung einer Rente und ihre Höhe (mit anderen Worten: über den Grad der eingetretenen Minderung der Erwerbsfähigkeit) ist für die Opfer von Unfällen wie für ihre Familien fast ausnahmslos von einschneidender Bedeutung, ja sie gewinnt für die Betroffenen nicht selten die Bedeutung einer Lebensfrage. Zudem erfordert die Vertretung ihrer Ansprüche wegen der verwickelten Rechtslage (Frage nach fremder Schuld, nach dem Vorliegen eines Betriebsunfalls, nach eigenem Verschulden u. dgl.) häufig genug eine Kenntnis der einschlägigen Gesetzesbestimmungen und Rechtsprechung eine Urteilsfähigkeit und Ausdrucksgewandtheit, wie sie dem einfachen Manne nicht eigen zu sein pflegt. Es ist daher nur dringend zu wünschen, daß von diesem selbstlosen Anerbieten der überaus segensreich tätigen, reiner sozialer Wirksamkeit gewidmeten Verbandes recht häufig Gebrauch machen werden. In Würdigung dessen hat der Justizminister kürzlich die Vormundschaftsgerichte darauf aufmerksam gemacht, daß sie, soweit ihnen die Aufsicht über die Verfolgung solcher Ansprüche obliegt, die Beteiligten auf diesen Weg verweisen. Vormünder mögen sich also nach Betriebs- und sonstigen Unfällen ihrer Mündel bei dem Vormundschaftsrichter über die nötigen Schritte Rats erholen, großjährige Opfer eines solchen Unfalles sich unmittelbar an die obenbezeichnete Stelle in Rixdorf wenden. Eines Nachweises der Armut bedarf es dabei nicht, da die Interessenten ja durchweg den Kreisen der minderbemittelten angehören und der Segen der Rechtshülfe allen Arbeitnehmern ohne Auswahl zugute kommen soll.

Essener Viehmarkt.

Amtlicher Bericht der Notierungskommission.

Auftrieb: Großvieh 700, hiervon 117 Ochsen, 242 Bullen, 341 Färsen und Kühe, — gering genährtes Jungvieh (Fresser), 788 Kälber, 31 Schafe, 4451 Schweine.

	Preise für 100 Pfd. Schlachtgew. Mk.	Lebendgew. Mk.
1. Rinder.		
A. Ochsen:		
a) Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwerts, die noch nicht gezogen haben (ungejocht)	91—92	52—53
b) Vollfleischige, ausgemästete, im Alter von 4—7 Jahren	87—90	47—48
c) Junge, fleischige, nicht ausgemästete und ältere ausgemästete	87—90	47—48
d) Mäßig genährte junge, gut genährte ältere	80—85	40—42
B. Bullen:		
a) Vollfleischige, ausgewachsene Bullen höchsten Schlachtwerts	83—85	48—49
b) Vollfleische jüngere Bullen	79—82	41—43
c) Mäßig genährte junge und gut genährte ältere	72—78	34—36
C. Färsen und Kühe:		
a) Vollfleischige, ausgemästete Färsen höchsten Schlachtwerts	86—88	48—49
b) Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwerts b. zu 7 Jahren	81—84	42—43
c) Aeltere ausgemästete Kühe u. wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Färsen	75—80	37—38
d) Mäßig genährte Kühe und Färsen	67—73	29—31
e) Gering genährte Kühe und Färsen	67—73	29—31
D. Jungvieh:		
a) Gering genährtes Jungvieh (Fresser)	00—00	00—00
2. Kälber.		
a) Doppellender, feinster Mast	98—114	70—82
b) Feinste Mastkälber	93—100	60—64
c) Mittlere Mastkälber und beste Saugkälber	83—97	50—58
d) Geringere Mast- und gute Saugkälber, geringe Saugkälber	73—92	38—48
3. Schafe.		
R. Stallmastschafe:		
a) Mastlämmer und jüngere Masthammel	86	43
b) Aeltere Masthammel, geringere Mastlämmer und gut genährte junge Schafe	00	00
c) Mäßig genährte Hammel u. Schafe (Merzschafe)	00—00	00—00
B. Weidemastschafe:		
a) Mastlämmer	00—00	00—00
b) Geringere Lämmer und Schafe	00—00	00—00
4. Schweine.		
a) Fettschweine über 150 kg (300 Pfd.) Lebendgewicht	51—55	40—44
b) Vollfleischige von 120—150 kg (240—300 Pfd.) Lebendgewicht	55—57	44—45
c) Vollfleischige von 100—120 kg (200—240 Pfd.) Lebendgewicht	55—58	44—46
d) Vollfleischige von 80—100 kg (160—200 Pfd. (Lebendgewicht	53—57	42—45
e) Vollfleischige unter 80 kg (160 Pfd.) Lebendgewicht	50—55	40—44
f) Unreine Sauen und geschnittene Eber	47—53	37—42

mit 20% Tara

Tendenz: mittel.

Es wurden verkauft: 8 Schweine zu 59 Pfg. das Pfund, 531 Schweine zu 58 Pfg. das Pfund, 564 Schweine zu 57 Pfg. das Pfund, 807 Schweine zu 56 Pfg. das Pfund, 932 Schweine zu 55 Pfg. das Pfund, 537 Schweine zu 54 Pfg. das Pfund, 462 Schweine zu 53 Pfg. das Pfund, 280 Schweine zu 52 Pfg. das Pfund, 78 Schweine zu 51 Pfg. das Pfund, 92 Schweine zu 50 Pfg. das Pfund, 56 Schweine zu 49 bis 40 Pfg. das Pfund.

„Ich habe einen jungen Mann zu verteidigen“, sagte ich, „den man der Mittäterschaft bei dem jüngst verübten Postüberfall bezichtigt. Die ihres Wertinhalts beraubten Briefe sind mir zur Kenntnisnahme übergeben worden. Als ich den Namen Hanna Muttke hörte, besann ich mich, daß sich unter den aufgerissenen Geldbriefen ein an Fräulein Muttke gerichteter befand, der mit dem Namen Hanna unterzeichnet war. Diesem Brief waren zweihundertfünfzig Mark eingelegt, und zwar ist er am Tage nach dem verübten Diebstahl aufgegeben worden. Wenn Sie gestatten, lese ich Ihnen den Brief vor.“

Der Vorsitzende nickte und ich las den Brief vor, der übrigens kein anderes Datum trug, als den des Poststempels, auf dem Kouvert.

„Schwester Kristel, hierdrinne ficke ich Dir dweihundertundvunvdsig Merker, hep sie mir auf, bis ich heimkomme. hir kann ich sie nicht aufhepen, weil sie mir fatelen kann. Sabrich du niemanden nicht ein Wort dariber, weil nimand wissen soll, das ich gelt hap. nicht — du sagsd nichts unt nimand nicht. meine schdelle ist ausgedseichnet nur die nichtsnudse Lise Schmitt möcht ich gar nu gern rauskrigen. ich denke ich hapb sie besorkt. schreib nichts von it. Grüsse alle di nach mir fragen. Diz isd von deiner Schwester bis in tod.

Hanna.“

„Hier der Brief“, fuhr ich fort, „und hier das Einschreibebüchlein. Wollen Sie Schrift und Orthographie vergleichen. Hier die Adresse in der gleichen Schrift. Die Sache scheint mir klar genug. Von den dreihundert Mark wurden zweihundertundfünfzig zur Schwester geschickt und fünfzig in den Koffer der Angeklagten gesteckt, um den Verdacht von der Schuldigen abzulenken.“

Die Dokumente wirkten so stark auf den Gerichtshof, daß er, ohne sich zurückzuziehen, nach kurzer geflüsterter Beratung ein freisprechendes Urteil fällte und die sofortige Entlassung der Angeklagten aus der Haft verfügte.

Der junge Mensch, der mir meine jüngste Klientin zugeführt hatte, stürzte auf mich zu, sah mich mit schwimmenden Augen an, öffnet den Mund, sprach aber nicht. Dafür stürzte er jetzt auf Luise Schmidt zu, die ihm coram publico um den Hals fiel und schluchzte.

Hanna Muttke wäre nicht mit heiler Haut davon gekommen, so empört waren die Leute, wenn man die hoffnungsvolle junge Dame ihres Diebstahls wegen nicht sofort in Haft abgeführt hätte. Ein paar Püffe und Komplimente, die sie mit immer blauer werdenden Backen anhörte, nahm sie noch mit.

Am nächsten Tage erhielt ich für meine „selbstlose Verteidigung der Unschuld“ dreihundert Mark, deren Spender sich als „mehrere dankbare Bürger“ unterzeichneten.

Kurze Zeit darauf kam auch der junge Mensch, Luise Schmidt's „Schatz“. Er brachte mir, was er hatte auftreiben können, und den zum Teil ersparten, zum anderen Teil geborgten Nickel-, Taler-, Mark- und Fünfzigpfennigstücken schien die Sorge, mit der sie angeschafft waren, so anzuhaften, daß ich kein einziges hätte haben mögen. Da nahm ich denn vom Honorar der unbekannten Gönner ein paar Goldstücke und drückte sie dem „Schatz“ still in die Hand. „Zum Hochzeitsgeschenk“, sagte ich und wieder sah er mich mit verschleiertem Blick an, tat wieder den Mund auf und konnte wieder nicht sprechen.

Nach dem Schicksal des Herrn Benting fragen Sie lieber nicht. Er hat es büßen müssen, sich in der Gesellschaft von Hochadel aus dem Mittelalter befunden zu haben.

Kinderlache

Kinderlaube

redigiert von Martha Kempner-Hochstädt.

Kater „Murr“ als Generalfeldmarschall.

Eine wahre Erzählung von Onkel Theodor.

Wie der Knabe an einem Hündchen Freude hat, so freut sich ein Mädchen über ein Kätzchen, aber sehr häufig erwählen auch Knaben eine Katze zu ihrem Liebling. Das Wort Katze bedeutet Fängerin, denn sie ist eine Meisterin im Wegfangen der Mäuse und Ratten, und eben darin besteht ihr Hauptnutzen. Durch diese Tugend hat es einmal eine Katze bis zur Feldmarschallswürde gebracht und ist dabei Gründerin der Größe und des Reichtums einer Familie geworden. Wie das zugegangen, will ich euch, liebe Kinder, erzählen: „Vor vielen Jahren ging Richard Wittington, ein armer Knabe in England, auf ein zur Reise nach Indien bestimmtes Schiff, um sein Glück zu versuchen. Seine ganze Habe bestand in einem schwarzen Kater, welchem er den Namen „Murr“ beigelegt hatte. Dieses Tierchen hatte der Knabe großgezogen, und es hing mit großer Liebe an seinem Herrn. Bei allen Arbeiten, die Richard als Schiffsjunge zu verrichten hatte, leistete ihm der Kater Gesellschaft, und nur des Nachts wanderte er allein im Schiff umher und machte Jagd auf Mäuse und Ratten. So lange war die Fahrt glücklich vonstatten gegangen, doch als man sich der indischen Küste näherte, erhob sich in einer Nacht ein schrecklicher Gewittersturm. Die Wellen rollten über das Schiff hinweg, und schließlich wurde es gegen einen Felsen geworfen, so daß es in allen Fugen krachte und ein großes Leck erhielt. Die Matrosen waren an den Pumpen beschäftigt, aber sie konnten das einströmende Wasser nicht bewältigen; das Schiff fing an zu sinken, und nun hieß es: „Rette sich, wer kann!“ und unser Richard war nicht der letzte, der ins Wasser sprang und das nahe Land durch Schwimmen zu erreichen suchte. Aber auch in diesem Augenblick der größten Not und Todesgefahr vergaß Richard seine Katze nicht. Er hob das treue Tier auf seinen Rücken, wo es sich fest anklammerte, und dann wurden die beiden von den brandenden Wasserwogen hin und her geworfen, und schließlich gelangten sie glücklich ans Ufer. Hier lag Richard eine Weile besinnungslos, während der Kater sich das Wasser aus dem Pelz schüttelte und sich dann gemütlich auf den Rücken seines Herrn setzte. So schnell, wie das Gewitter gekommen war, verzog es sich auch wieder, und als die Sonne aufging und mit ihrem goldenen Schein die Unglücksstätte beleuchtete, da zeigte es sich, daß fast die ganze Schiffsmannschaft mit dem Leben davongekommen war. Bald waren alle beisammen, doch nun kamen die wilden Eingeborenen dahergestürmt, und die Schiffbrüchigen wurden zu Gefangenen gemacht. Unter großem Geschrei führte man sie zum Könige, und Richard, der seine Katze auch jetzt nicht verlassen wollte, brachte sie auf dem Arm mit. Der König bewohnte eine elende Hütte, doch seine Kleidung war mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Während des Verhörs nun, welches mit den Fremdlingen angestellt wurde, erfrechte sich eine Menge von Mäusen und Ratten, in dem königlichen Zimmer wild umherzulaufen, ja, bis an den Thron des Königs vorzudringen. Da ließ Richard seinen Kater los; wütend fuhr er unter die unverschämten Gäste, und bald lagen sie in Menge erwürgt da, während die übrigen bestürzt Reißaus nahmen. Die Wilden, welche bis dahin nie eine Katze gesehen hatten, erhoben ein Jubelgeschrei, und der König, ganz außer sich vor Freude über die Niederlage der Feinde, die er bisher für unüberwindlich gehalten, umarmte nun abwechselnd den heldenmütigen Befreier und seinen Herrn. Dem Kater Murr legte er in Anerkennung des von ihm geleisteten wichtigen Dienstes den Titel Generalfeldmarschall bei; Richard aber gewann gleichzeitig eine bedeutende Stelle im Staate, die ihm Ansehen und Reichtum gewährte. Sechs Jahre lang blieb Richard als Freund und erster Minister des Königs in Indien, und dann kehrte er auf einem englischen Schiffe in sein Vaterland zurück. Kater Murr, der Generalfeldmarschall, blieb auf seinem Posten, aber Richard erhielt als Entschädigung so viel Gold und Edelsteine, daß er schwer daran zu tragen hatte. Als er wohlbehalten in seiner Heimat anlangte, kaufte er sofort ein großes Landgut, und als der König von England Kunde davon erhielt, wie Richard Wittington durch seine Katze zu dem Reichtum gekommen war, erhielt er von ihm den Titel „Mylord“ und den Namen „Cat“. Er erreichte ein hohes Alter und stiftete mit seinem Gelde sehr viel Gutes.

Geographisches Kreuz-Rätsel.

		A	A			
		B	B			
D	D	D	E	E	I	
I	I	I	L	M	M	
		N	N			
		R	R			

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß wagerecht und senkrecht dieselben beiden Städtenamen entstehen.

*

Silben-Rätsel.

Die erste ist des Tages Feind,
Sie ist der sanften Ruhe Freund.
Die zweit' und dritt' ist angenehm für den,
Der viel im Sonnenbrand muß steh'n.
Sehr leicht erräts du nun das Ganze,
Am Wege steht's als schlichte Pflanze.

*

Wort-Rätsel.

Aus der Bibel ist dir ein Mann bekannt,
Er wird als Gesetzgeber oft genannt,
Doch wird ihm ein anderer Fuß gegeben,
Du darfst dabei nicht zittern und beben,
So ist's ein Fluß, er fließet zum Rhein,
An seinen Ufern wächst viel Wein,
Und wer dies Rätsel zu lösen weiß,
Verdienet Lob für seinen Fleiß.

*

Rätsel.

Mit n bin ich ein Zufluchtsort
Dem Schiffer nach gar viel Beschwerden,
Mit r jedoch werd' ich sofort
Mit Gier gefressen von den Pferden.

(Die Auflösungen der Rätsel usw. erfolgen in der nächsten „Kinderlaube“. D. Red.)

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt für die Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Steine, deren Glanz erborgt.

Kriminal-Novelle von Johanna Zunk-Friedenau.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.
Der Diebstahl.

Heller, goldener Sonnenschein flutete durch die Straßen Hamburgs. Um die Mittagszeit war es, und die milde Frühlingsluft hatte die Menschen herausgelockt, den schönen Tag zu genießen.

In der Steinstraße war um diese Stunde das Treiben am regsten; hier wandelte die bunte Menge schlendernd auf und ab. Die Schaufenster der großen Geschäfte lockten; auch sie hatten Frühjahrstoilette gemacht und drängten ihre Waren dem Auge entgegen.

Vor der Auslage eines vornehm ausgestatteten Juwelierladens stand eine Anzahl Personen und bewunderte die im Fenster prangenden Schmuckstücke. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte ein Diamantkollier mit Anhänger, welches von einem tiefroten Sammetständer hervorleuchtete.

Dieses Schmuckstück war ein Werk der letzten Mode; aus einem Pariser Atelier stammte es, und Künstlerhände hatten die Form entworfen. Der Anhänger bildete eine Vase nach antiquisierter Form in Gold, Halbrelief, ornamentiert. Zwei Figurinen nach Art der griechischen Vasen und Reliefs sind in das Gold ziseliert; die Ränder der Vase sind mit Brillanten und farbigen Edelsteinen besetzt. Die tulpenförmigen Blumen haben feurige Diamanten in den Kelchen. Von der Kette aus getriebenem Golde hängen kleine, birnenförmige Diamanten.

Zwei andere, kleinere Ketten sind daneben ausgelegt; aber beide können weder mit dem Feuer der Steine noch mit der eigenartigen Fassung einen Vergleich aushalten.

Eine Dame, die besonderes Wohlgefallen an dem Schmuck zu empfinden schien, trat in den Laden. Gleich darauf griff die Hand einer Verkäuferin in das Fenster und nahm ihn hinein.

„Ob die Dame das Kollier wohl kauft?“

Ein junges Mädchen fragte es laut den neben ihr stehenden Herrn.

„Wenn sie das nötige Kleingeld dazu hat, warum nicht,“ entgegnete ihr Begleiter.

Neben den beiden lehnte ein schmächtiger, blonder Jüngling, der den Eindruck eines Ausländers machte; er lachte leise auf, als er das Gespräch angehört, und ging auch in das Geschäft hinein. Es schien wirklich, als hätte das Kollier einen Käufer gefunden, und das hübsche Mädchen empfand einen leisen Neid gegen die glückliche Besitzerin, als der Schmuck doch wieder in die Auslage zurückgestellt wurde.

„Jetzt leuchten die Steine gar nicht mehr so intensiv wie vorher,“ sagte da jemand aus dem Publikum.

„Weil die Sonne das Schaufenster nicht mehr trifft,“ entgegnete ihm ein Herr, der im gleichen Augenblick von einer älteren Frau einen so heftigen Stoß erhielt, daß er einige Schritte weiter taumelte. Die Frau entschuldigte sich in wortreicher Rede und verschwand schnell in der Menge. Einen flüchtigen Blick hatte der Herr auf die Ungeschickte geworfen; aber gleich darauf schrak er zurück, — ein entsetzlich häßliches, von Pockennarben entstelltes Gesicht, aus dem kleine tückische Augen ihn wütend anfunkelten, hatte er gesehen.

Später, nach Monaten, kam ihm der kleine Vorfall wieder ins Gedächtnis, und da verstand er auch, weshalb in dem Blick der Fremden so viel Haß gelegen hatte.

Drinnen im Goldwarengeschäft sprach in diesem Augenblick der Sohn des Chefs heftig auf die vor ihm stehende Dame ein.

„Nie im Leben, Frau Forti, werden Sie eine brauchbare Verkäuferin werden! Der junge Ausländer eben hätte sicher den Schmuck gekauft, wenn Sie es ein bißchen besser verstanden hätten, ihm die Ware anzupreisen! Solch eine Sache ist doch keine Kleinigkeit! Zweiundzwanzigtausendvierhundert Mark einnehmen, rechnet doch in dieser schlechten Geschäftszeit für einen Kaufmann! Wäre ich nur eher aus meinem Kontor gekommen, so wäre der Handel perfekt geworden! Sie hat mir der Herrgott in seinem Zorn in mein Geschäft geschickt.“ — —

Ruhig, ohne ein Wort der Entgegnung zu haben, sah die Gescholtene dem Herrn ins Gesicht.

Dann färbte ein tiefes Rot ihre Wangen, und ihre Hände krampften sich in Erregung fest ineinander.

Sie war keine junge Frau mehr; ungefähr in der Mitte der dreißiger Jahre stehend, aber von schlanker, fast mädchenhafter Gestalt.

Blondes Haar, mit einem leisen Stich ins Rote, war der herrschenden Mode entgegen in der Mitte gescheitelt und halbhoch in der Mitte des Kopfes zu einem dichten Kranze aufgesteckt. Nicht hochaufgebauscht, wie die meisten Damen dieser Zeit, trug sie es; in weichen Wellen schmiegte es sich an den Kopf, und den Locken, die seitlich in die Stirn fielen, sah

man es an, daß hier kein Brenneisen Form und Rundung gegeben.

Was dem Gesicht indessen seinen ganz besonderen Reiz gab, war die Klarheit und Frische des rosig gefärbten Teints, der zu den dunklen Augen und dem hellen Haar in lebhaftem Kontrast stand. Kluge, scharfblickende Augen waren es; aber auch Augen, die manchmal seltsam verträumt in die Welt blickten.

Die feingeschwungenen, schmalen, tiefroten Lippen umschlossen einen Mund, der beim Lachen tadellose, durch keine Plomben verunzierte Zähne sehen ließ. Ein Zug von Weichheit lag über der ganzen Physiognomie, einer Weichheit, welche dem Kopfe eine leise Aehnlichkeit mit dem Bilde der Lebrun Vigée, mit ihrem Töchterchen im Arm, gab.

Nach den herben Worten ihres Chefs zogen sich ihre Lippen schmerzlich zusammen; aber mit einem gewaltsamen Ruck warf sie den Kopf zurück und ging in das Hinterzimmer.

Auch Herr Schneider (Schneider & Co. nannte sich die Firma) begab sich in sein Kontor, machte Toilette und verließ den Laden.

Ein Weilchen sprachen die beiden Verkäufer, die mit der Dame im Geschäft angestellt waren, halblaut miteinander.

„Eigentlich schadet ihr der Rüffel nichts; sie tut ja, als ob sie mehr wäre als unsereiner, bloß weil sie vom Kommerzienrat Busse empfohlen ist."

„Nein, nein," entgegnete der Aeltere, „es war ungerecht vom „Jungen"; er wollte sich nur rächen, weil sie seine Liebenswürdigkeit bisher stets übersehen hat. Wenn sie wollte! Sie hätte es nicht nötig, sich für solch ein kleines Gehalt den ganzen Tag abzurackern! Dumm ist sie; in zehn Jahren tut's ihr leid."

„Sommer, Sie sind und bleiben ein Schwerenöter; wann werden Sie sich einmal ändern! Ich glaube, nie! Doch nun ist's auch für uns Mittagszeit. Allons —"

Ein Liedchen trällernd, entfernte er sich, und nach ihm ging auch der zweite Verkäufer.

Frau Forti blieb allein zurück.

Wohl hatte die grundlose Beschuldigung des jungen Herrn Schneider ihr wehe getan; aber bald mußten wohl schönere Gedanken in ihr Gemüt gezogen sein, denn ihre Züge glätteten sich, und ein glückliches Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als sie wieder nach vorn kam.

„Ueber ein Weilchen ist deine Kammer voll Sonne," flüsterten ihre Lippen.

Mit einem Male schrak sie zusammen, eine Fremde stand vor dem Ladentisch; sie mußte ganz leise eingetreten sein, daß sie die Ladenklingel nicht gehört hatte. Oder hatte die Tür schlecht geschlossen?

„Mein Gott, wenn — —?"

Ein kalter Schauer durchrieselte sie. Aber nein; auf dem Ladentische stand kein Gegenstand; die Schmucksachen lagen alle wohlverwahrt unter dem Glasdeckel des Kastens, zu dem sie den Schlüssel bei sich trug.

„Die Dame wünscht?" fragte sie.

„Wie teuer ist das Kollier im Fenster, welches auf dem roten Sammetständer steht?"

„Zweiundzwanzigtausendvierhundert Mark, meine Gnädige."

„Kann ich es einmal ansehen?"

„Gewiß; mit Vergnügen zeige ich es Ihnen."

Sie nahm das Kollier aus dem Fenster und stellte es auf den Tisch.

„Nein, wie entzückend! Diese Fassung! Und die herrlichen Steine! Dieses Feuer! Wie war doch der Preis?"

„Zweiundzwanzigtausendvierhundert Mark."

„Ein Vermögen! Für die Kette nicht zuviel; für mich leider zu teuer; ich wollte etwas für meines Sohnes Frau; aber da muß ich schon im Preise herabsteigen! Vielleicht zeigen Sie mir einen Schlangenring."

Frau Forti legte der Dame, nachdem sie die Kette an ihren Platz zurückgestellt hatte, verschiedene Ringe vor, von denen jene einen mit Brillanten besetzten für hundertfünfundsiebzig Mark erstand.

Im Begriffe, das Geschäft zu verlassen, sagte die Dame:

„Ach, bitte, kann ich den Schmuck noch einmal ansehen?"

„Gewiß, meine Gnädige, ich nehme ihn noch einmal heraus."

Sie tat es, und die Dame bewunderte von neuem die eigenartige Empirefassung, die großen Diamanten und die kleinen birnenförmigen Tropfen, die von den unteren Verschlingungen herabhingen. Plötzlich entstand ein wüster Lärm auf der Straße vor dem Laden; Kreischen und Schreien mischten sich miteinander, Hilferufe ertönten.

„Was ist denn geschehen? Was gibt's denn?"

Angstvoll lief die Dame zur Tür. Frau Forti folgte. Eine junge Heilsarmeesoldatin rang mit einem wüsten Gesellen; sie hatte ihm einen „Kriegsruf" angeboten und der rüde Patron ihr als Antwort einen derben Schlag ins Gesicht versetzt. Ein Schutzmann suchte den Wütenden von dem Mädchen loszumachen.

„Ach, ich sterbe vor Angst," klagte die Dame zur Frau Forti. „Gibt es nicht noch einen Ausgang nach der Straße?"

„Gewiß, durch unser Kontor, kommen Sie, dann entgehen Sie dem Trubel."

Sie zeigte der Fremden den Weg und trat dann in den Laden, dessen Tür sie vorher verriegelt hatte, zurück.

Ihr erster Blick traf den teuren Schmuck, den sie wohl in ihrer Bestürzung auf dem Tisch vergessen hatte.

Gott sei Dank, daß sie die Tür verriegelt! Das Geschmeide machte ihr heute schon wieder Unruhe; sie fühlte, sie wurde wirklich nervös; es war Zeit, daß sie einmal zur Ruhe kam. „Mir ist zumute, als brächte die Kette mir Unheil," murmelte sie und ahnte nicht, daß ihr wirklich durch dieses Schmuckstück die traurigsten Tage ihres Lebens beschieden sein würden; Tage, die mit einem Male jeden Sonnenschein aus ihrem Leben nehmen sollten.

Die beiden Verkäufer kamen zurück und Frau Fortis Mittagszeit begann.

Es war am Abend dieses Tages; Herr Sommer nahm, wie gewöhnlich, die teuersten Wertsachen aus dem Schaufenster heraus, um sie in den Geldschrank zu schließen. Der junge Chef stand dabei.

„Was ist denn das? Die Haken auf dem Ständer des Renaissancekolliers sind ja verbogen! Wie kann das kommen?"

„Ich weiß nicht, Herr Schneider," antwortete der Angeredete.

„Ach was! Ich weiß nicht! Solche Dinge sind behutsam anzufassen! So," er nahm das Geschmeide und wollte es fest auflegen. Er stutzte.

Sein Blick ruhte starr auf der Kette.

Der andere Verkäufer und Frau Forti traten hinzu und sahen ihn betroffen an.

Der Chef legte den Schmuck aus der Hand. Er war leichenblaß.

„Sehen Sie, meine Herren, das Kollier! Dieses hier ist nicht der Schmuck, der heute früh im Fenster stand! Sehen Sie die Juwelen an! Hier ist ein anderes, ähnliches Geschmeide hingehängt worden; das echte ist gestohlen; das ist eine plumpe Imitation. Ich bin ruiniert! Was wird mein Vater, der in den nächsten Tagen von seiner Reise zurückkommt, sagen! Zweiundzwanzigtausendvierhundert Mark sind weg; verloren, von Gaunern gestohlen! Geben Sie mir schnell mein Glas, Frau Forti."

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Man lobt den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

Lessing.

Die zwei Seelen.

Ein Märchen von der Liebe von C. v. Kolda.

(Nachdruck verboten.)

Da war einmal ein herrlich glitzerndes und glänzendes Schloß, das war aus einem ungeheuer großen Diamanten gemacht, aber nicht von Menschenhand, denn die gab's damals noch nicht. Der scharfe Blitzstrahl war an den Außenwänden des Demantsteines herabgefahren und hatte sie schön glatt geschliffen. Dann war er unter tosendem Donnergebrüll knatternd im Zickzack hineingefahren in den riesengroßen Kristall und hatte Fenster und Türen und Treppen und Säle herausgemeißelt. Dann war der Regen hereingestürzt und hatte alles sauber und blank gewaschen. Herrlich war das Demantschloß anzuschauen, als es nun der Sturmwind auf seine rabenschwarzen Fittiche nahm und es aufwärts trug, höher und immer höher, bis es zur Sonne kam. Mitten hinein in die rote Flammenglut setzte er es, und es war so recht ein Sonnenkönigsschloß! Von Blitz, Donner und Sturm geschaffen und aus dem edelsten Gestein errichtet, brauchte es nicht in dem Sonnenfeuer zu schmelzen, wie es jeder andere Bau getan hätte. Hinein zog nun gleich der Sonnenkönig, der aber nicht nur dort oben regiert, sondern im ganzen Sonnenreich, zu dem der Mond, die Erde und alle Sterne und die ganze Milchstraße und alles, was am Himmel steht und kreist und fällt und vergeht und wieder neu entsteht, gehört. Neben ihm, auf dem goldenen Sonnenthron, saß seine Frau Königin. Sie hieß Liebe; ihn nannten sie aber immer nur Herr, trotzdem er gar nicht stolz und hochmütig war, sondern sie ebenso herzlich lieb hatte, wie sie ihn.

Dies wunderherrliche Königspaar hatte sein Reich nun schon viele Millionen Jahre regiert und alles darin gar weise eingerichtet. Es gab kein Ding darin, das nicht seine Arbeit und seinen Zweck hatte. Alles bewegte und rührte sich mit flinkem Fleiße, — Stillstand und Trägheit gab's nicht. Manchmal stießen zwei Sterne auf ihren schnellen Wanderläufen zusammen. Dann geschah solch Gefunkel, daß es aussah, als würde alles vom Feuer verschlungen; die Sterne sprangen in Stücke, und einige davon fielen herunter. Jetzt tun sie das auch noch oft, und ihr ruft dann: „Ach, die schöne Sternschnuppe! Da kann man sich fix wünschen, daß man im nächsten französischen Extemporale O Fehler hat!" — Einige Stücke aber verschmolzen mit anderen zu neuen Sternen, die schöner und heller strahlten, als die alten. Wenn die klugen Leute heutzutage mit ihren langen Fernrohren den Himmel aufs Korn nehmen, so können sie das alles deutlich erkennen.

Wie nun im Sonnenreiche immer alles in Bewegung sein mußte, so war auch der König selber nie müßig. War oben alles in Ordnung, so unternahm er oft weite Reisen durch seine Lande, doch immer mußte die Königin Liebe bei ihm sein — ohne sie konnte er nicht leben. Wenn sie dann viele Sterne und Planeten besucht hatten und schon Sehnsucht nach ihrem Demantschloß spürten — dann bat Königin Liebe immer zuletzt: „Ach, lieber Herr — laß uns doch noch einmal auf die Erde gehen!" Und der Herr lächelte und ging mit ihr zur Erde — d. h., er flog auf den Wolken einher, die wie ein schimmernder Mantel um ihn wallten, und hielt Königin Liebe fest in seinem Arm an sein Herz gedrückt. Die Erde war ihr Lieblingsstern. Dort hatten sie sich einen herrlichen Garten angelegt, wo schöne, stolze Bäume grüne Blätter trugen, und milde, leuchtende Blumen blühten. Damit der schöne Garten nicht vertrocknete, wenn auch der Regen gerade irgend woanders zu tun hatte und nicht zur Zeit kam, so hatte der Herr einmal einen furchtbar starken Platzregen in Flüsse und Seen gesammelt, so daß auf der Erde immer Wasser war. —

Als nun an einem schönen Sommertage das Königspaar wieder einmal auf der Erde spazieren ging, beugte sich Königin Liebe zu einer duftenden Blume herab. Kaum hatte sie die Blüte — es war ein Stiefmütterchen, aber damals hatte sie noch keinen Namen — wie im Kusse mit den Lippen berührt, als sie sich von dem Stengel löste und frei in den Lüften schwebte, mit dunklen, samtfarbigen Flügelchen, um Königin Liebes blondes Haupt herumflatterte und sich dann in ihre goldenen, lose herabhängenden Haare setzte.

Königin Liebe sah ihren Gemahl mit ihren sonnigen Augen voller Entzücken an über das Wunder, das sie selbst zuwege gebracht. Der lächelte nur, denn er hatte es so gewollt, weil er wußte, daß es sie freuen würde. Nun küßte sie alle Blumen, um immer wieder solch Wunder zu schauen, und bald schwirrte und summte es über und um das Königspaar. Ueberall, wohin Königin Liebe kam, wuchs Leben auf, — trat ihr Fuß auf einen Stein, wurde auch er lebendig, — schöpfte sie mit der weißen Hand Wasser aus dem Fluß, zitterten die Wellen vor Glück und Lust und lebendige Geschöpfe spielten in den klaren Fluten. Hob sie ihre schönen, liebevollen Augen zu den Wolken über sich, so war auch die Luft bevölkert mit kleinen und großen Wesen, die ein Federkleid hatten und süße Lieder sangen. Königin Liebe fragte atemlos vor Wonne ihren Gemahl: „Warum erst jetzt, Herr — nach den langen Zeiten, wo wir einsam waren?" Er antwortete: „Liebe — gerade jetzt ist es die richtige Zeit!" Und da fragte sie nicht mehr, — sie kannte ihn und wußte, daß er alles am besten machte.

Nun kamen sie noch öfters aus dem Demantschloß in ihren Erdengarten hinab und freuten sich über das Leben in Wald und Busch, im Wasser und in der Luft, und konnten sich nicht satt sehen.

Einmal aber lag vor Königin Liebes Füßen ein toter Vogel, der bewegte sich nicht mehr und sang auch nicht mehr. Da fing die Königin an bitterlich zu weinen, denn Liebe wußte nichts vom Tode und schauderte davor. Ihr Gemahl küßte ihr die Tränen von den dunklen Wimpern und tröstete sie: „Das Vöglein war müde — das werden diese Geschöpfe, über die wir uns so freuen, alle einmal — dann müssen sie ausruhen und sterben. Sie vergehen, wie sie entstanden sind. Aber sei wieder froh, Liebe, mein süßes Weib; niemals, solange du da bist, werden alle diese Wesen sterben — immer neue kommen hervor unter dem Atem der Liebe."

Die Königin wurde sehr nachdenklich; und als sie wieder in ihrem leuchtenden Schlosse saßen, faßte sie die Hände ihres Gemahls, zog sie an ihr Herz und bat ihn mit ihrer holden Stimme, doch ein paar Geschöpfe schaffen zu dürfen, die ähnlich wie sie selbst wären, die ihre Sprache verstehen und immer bei ihnen sein könnten, ohne zu sterben. „Kein Wesen, das geschaffen wird, kann es in unserer Sonnenglut aushalten," erwiderte er ernst, „sie würden hier nicht leben können. Ist meine holde Königin denn nicht mehr glücklich und zufrieden allein mit ihrem Gemahl, der sie so hoch hält und liebt mit seiner Seelen Seele?"

Königin Liebe lächelte wohl und küßte ihres Herrn Mund, der so zärtlich zu ihr sprach, aber im geheimen verzehrte sie sich in Sehnsucht nach einem lieben Kinde. Ihre hellen Augen wurden trübe und die rosigen Wangen bleich.

(Schluß folgt.)